Hattingen, den 18. Mai 1911. 18. Jahrgang. — Nummer 20.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint an Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Der Kaiser,

die Kaiserin und Prinzessin Viktoria Luise haben sich nach England begeben zur Teilnahme an der Enthüllung des Denkmals für Königin Viktoria. Der Besuch trägt privaten Charakter. Die englische Presse widmet dem hohen Besuch Begrüßungsartikel, die zwar sehr höflich gehalten, aber doch erkennen lassen, daß von Gefühlen wahrer Freundschaft wenig vorhanden ist.

Die Elsaß-Lothringer-Frage

wird die Gemüter noch sehr erregen. Nachdem das ganze Gesetz in der Kommission über den Haufen gestimmt, wird die Regierung eingesehen haben, daß sie vor einem außergewöhnlich schweren Problem steht.

Mit neuen Konzessionen wird nichts erreicht. Insonderheit muß die deutsche Sprache zu ihrem Recht kommen.

Der Passus: „In den Landesteilen mit überwiegend französisch sprechender Bevölkerung können auch fernerhin Ausnahmen zugunsten der französischen Geschäftssprache nach Maßgabe des Gesetzes vom 31. März 1872 zugelassen werden" ist doch sehr pflaumenweich. Und trotzdem wird in ihm eine Härte erblickt.

Mit denselben Einwänden bekämpft man den Antrag: „Desgleichen kann in Gemeinden, in welchen auf Grund amtlicher Erhebungen über 50 Prozent der in den öffentlichen Schulen eingeschulten Kinder dem Unterricht in deutscher Sprache nicht folgen können, durch Anordnung des Statthalters der Gebrauch der französischen Sprache in den öffentlichen Volksschulen im Bedürfnisfalle zugelassen werden."

Bei dieser Weitherzigkeit wird das Franzosentum weiter üppig ins Kraut schießen. Die französisch gesinnte Priesterschaft wird schon ein übriges tun, der deutschen Sprache den Eingang zu wehren.

Die Regierung legt auf eine weitere Beratung in der Kommission keinen Wert. Nach Erledigung der Reichsversicherungsordnung wird sich das Plenum mit der Verfassungsvorlage zu beschäftigen haben. Es soll versucht werden, das Gesetz sofort nach der Pfingstpause zur Verabschiedung zu bringen, um der wüsten Agitation in den Reichslanden ein Ende zu bereiten.

Feldmarschall Frhr. v. d. Goltz

feierte am 14. Mai sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum.

Goltz-Pascha ist einer der populärsten Männer des deutschen Heeres, der sich auch als Schriftsteller in besonderer Weise hervorgetan.

Am 12. August 1843 als Sohn eines Rittergutsbesitzers zu Bielkendorf in Preußen geboren, hatte Colmar Freiherr von der Goltz seine Erziehung im Kadettenkorps, dem unser Heer so viel bedeutende Führer verdankt, erhalten und war, erst siebenzehnjährig, am 25. April 1861 als Leutnant in das Infanterieregiment Nr. 41 in Königsberg eingetreten. Durch seinen spätern Uebertritt in türkische Dienste wurde die Anrechnung seiner Dienstzeit etwas verschoben, sonst würde er schon am 25. April dieses Jahres sein Dienstjubiläum haben begehen können.

Früh schon zog es ihn zu wissenschaftlichen Studien, aber den bereits 1864 begonnenen Besuch der Kriegsakademie unterbrach der Krieg 1866. Bei Trautenau empfing der junge Leutnant am 27. Juni seine Feuertaufe und wurde auch zugleich an der Schulter verwundet. Zum zweiten Male bezog er nach dem Kriege die Kriegsakademie und wurde schon 1868 zum Generalstabe kommandiert. Bei Beginn des Krieges 1870 als Premierleutnant dem Generalstabe des Oberkommandos der 2. Armee zugeteilt, war es ihm vergönnt, im Stabe eines Feldherrn, wie Prinz Friedrich Karl es war, den großen Krieg mitzumachen.

Am 3. Oktober 1871 wurde der erst 28jährige Offizier unter Beförderung zum Hauptmann a la suite des Generalstabes gestellt, in dem sich nun seine weitere Laufbahn abspielte. Schon 1878 erfolgte die Beförderung zum Major, im Alter von 35 Jahren, in dem unsere Offiziere heute meist noch Oberleutnants sind. Nun trat zu der Tätigkeit im Generalstabe auch die als Lehrer an der Kriegsakademie hinzu, die Major von der Goltz bis 1883 ausübte und in der er vorbildlich wirkte.

So übte Major von der Goltz damals wie heute einen erzieherischen Einfluß auf den jungen Nachwuchs unseres Offizierkorps aus, bis ihn 1883 der Uebertritt in türkische Dienste vor neue große Aufgaben stellte. Hier zunächst als Adjutant des Sultans und „Pascha" nur zur Neuordnung des Militärwesens berufen, wurde er bald vor ein sehr viel größeres Feld der Tätigkeit gestellt, indem er an einer Neuordnung des gesamten türkischen Heerwesens zur Mitarbeit berufen wurde. Er brachte es hier zum „Muschir" (Marschall) und gehört auch heute noch zu den gefeiertsten Persönlichkeiten in der Türkei.

1895 trat er in den preußischen Dienst zurück, um als Generalleutnant die Führung der 5. Division zu übernehmen, 1898 wurde ihm das Ingenieur- und Pionierkorps unterstellt.

Am Königsgeburtstag 1900 ernannte ihn der König zum General der Infanterie, 1902 übernahm er die Führung des 1. Armeekorps, in dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1907. Aus dem 1., 5. und 17. Armeekorps wurde die 6. Armeeinspektion, mit dem Sitz in Berlin ,gebildet und an die Spitze dieser Inspektion stellte der König den General von der Goltz. Im Jahre 1908 erfolgte seine Beförderung zum Generaloberst, und am Neujahrstage 1911 erhielt er die höchste militärische Würde, den Feldmarschallstitel ,verliehen.

Die zweite Lesung der Reichsversicherungsordnung

schreitet so rüstig vorwärts, daß um das Zustandekommen des Gesetzentwurfs keine Sorge mehr besteht. Da die Sitzungen schon um 12 Uhr oder noch früher anfangen, dehnen sie sich nicht mehr bis in die späten Abendstunden aus, was von allen Beteiligten angenehm empfunden wird. Trotz des wunderschönen Monats Mai sind die Herren Volksvertreter so auf den Posten, daß sich noch im Laufe der Montagssitzung ein beschlußfähiges Haus herausstellte. Auf die dauernde Beschlußfähigkeit muß die Reichstagsmehrheit bis Pfingsten auch gewissenhaft halten, da sonst das ganze große Werk leicht durch einen Zufall gefährdet werden kann. Daß man auf jede Arbeitspause bis zum Feste verzichten will, geht auch daraus hervor, daß die Einladung des Reichstags und Bundesrats zum Besuche der Internationalen Hygieneausstellung durch die Stadt Dresden auf einen Sonntag, den 28. d. Mts., lautet.

Der französische Ordensschwindel

beschäftigt noch immer die Polizei. Sie veranstaltete eine Haussuchung in der Wohnung eines gewissen Douzets, des Begründers zahlreicher Gesellschaften, die ihren Mitgliedern Ordensauszeichnungen und Diplome gegen 30 bis 500 Franks verabfolgten. Douzet behauptete, der Vertreter französischer und ausländischer Ausstellungen zu sein, und ließ sich von Kaufleuten, die sich an Ausstellungen beteiligen wollten, beträchtliche Summen zahlen. Dreitausend Diplome und eine große Menge Ordensauszeichnungen wurden beschlagnahmt. Douzet ist einer der Gründer des berüchtigten „Halbmondes von Marokko." Durch die beschlagnahmten Ordensdiplome sollte den Abnehmern die Berechtigung zum Tragen von Phantasieabzeichen gewährt werden. Douzet, der sich angeblich auch Marquis de Lormo nannte, hatte gleichzeitig auch Vereine gegründet, deren Titel an die alten Ritterorden erinnerten, so zum Beispiel Ritter vom Heiligen Sebastian, Ritter vom Heiligen Johannes dem Täufer, Ritter vom großen Eidschwur usw. Douzet wurde aufgefordert, sich zur Verfügung der Gerichtsbehörden zu halten.

Die Marokko-Angelegenheit

füllt noch immer die Spalten der Zeitungen. Das ist den Franzosen schon genehm.

Mögen die Nachrichten noch so zweifelhaft klingen, Gläubige finden sich immer. Und dann lesen sich die Angriffe auf Wachen und Proviantkolonnen doch so schön. Für den Franzosen ist es doch ein hoher Genuß, festzustellen, in welch vorzüglicher Weise sein Militärwesen organisiert und wie tapfer Offiziere und Mannschaften in den „Tod" gehen. In den Kinema's kann er die nervenaufpeitschenden Szenen auf sich wirken lassen. Und dann kommt der Gedanke zum Durchbruch: wann werden wir die Prussiens vor unsere Gewehrläufe bekommen?

In dieser Stimmung müssen die großen französischen Kinder erhalten werden, sollen sie nicht über die großen Ausgaben, den der Marokko-Rummel der „Grande-Nation" kosten wird, aus dem Häuschen geraten.

Denn das „Journal des Debats" rechnet aus, daß mindestens 50 000 Mann nötig sind, um das gefährliche Spiel zu Ende zu führen. Daß bei solch außergewöhnlichem großen Truppenaufgebot ungeheure Kosten entstehen, ist dem Ministerrat wohl bewußt. Darum muß das Volk bei guter Laune erhalten werden. Bei dem Franzosen gehört dazu nicht viel;

Es braust ein Ruf wie Donnerhall.

Vaterländischer Roman aus großer Zeit
von M. Kossak.

(Schluß.)

Wieder eine bange Stunde und noch eine und noch eine! Aber als die Morgensonne ihre ersten bleichen Strahlen durch die prächtigen Seidenvorhänge an den Fenstern zu schicken begann, streckte der Fiebernde seinen schwachen Körper wie beruhigt, sich dehnend aus, und indem seine Atemzüge regelmäßiger wurden und der Schweiß zu rinnen aufhörte, versank er in einen friedlichen Schlummer, der so ganz verschieden von dem fiebergequälten von vorhin war — den Schlummer der Genesung!

„Wenn jetzt keine unvorhergesehene Komplikation dazwischen kommt, so ist er gerettet," verkündete der Arzt der atemlos horchenden Claire.

Sie war so selig, so überfließend von Dankbarkeit, daß er ihr wieder geschenkt war, daß sie die Hände des jungen Arztes ergriff und sie, ob er ihr gleich wehrte, küßte.

Es kam keine Komplikation; im Gegenteil, die Genesung ging überraschend schnell von statten. Bald konnte Arno die Besuche seines Oheims Thure empfangen, der sich täglich nach seinem Befinden erkundigt hatte und wirklich, wie Claire es Rupert Alvensbrugg gesagt, ganz einverstanden gewesen war, daß seine Tochter bei dem Verwundeten im Lazarett geblieben war.

„Nie vermag ich ihr zu danken, was sie für mich getan hat," sagte Arno zu seinem Oheim.

„Danken?" meinte jener. „Sie tat doch nur, was ihr Herz forderte, und wenn man dem zu Willen ist, so tut man sich ja nur selbst einen Gefallen. Außerdem hatte mein Mädel auch eine schwere Schuld an Dich abzutragen, mein Junge — sie hat Dir übel mitgespielt."

In des Patienten Antlitz trat ein schmerzlicher Ausdruck. „Ich verdiente es nicht besser. Jetzt in den langen Nächten, in denen ich oft schlaflos dalag und mich zu rühren scheute, um die anderen Kranken nicht zu stören, hab' ich Muße genug gehabt, über mich nachzudenken. Da ist es mir noch klarer geworden als zuvor, wie frevelhaft leichtsinnig ich doch war."

„Ach was, leichtsinnig!" sagte Graf Thure lustig. „Red' mir nicht davon. Ds liegt eben in unserer Art, aber darum sind wir doch aus edlem Stamm, von edler Art, die sich in schwerer Zeit bewährt. Ich will hoffen —" fuhr er launig fort — „daß das echte Gold in Dir sich nicht gar zu sehr im Feuer geläutert hat, denn sonst möchte mir ja später mein fröhlicher Kamerad bei tollen Streichen und nächtlichen Bierreisen fehlen."

„Ich werde keine tollen Streiche mehr machen," murmelte Arno.

„Das wäre noch besser!" fuhr der Graf in komischem Zorn auf. „Denkst Du, daß ich in dem Schwiegersohn den Kameraden verlieren will?"

Der Kranke erwiderte nichts. Er mühte sich ersichtlich, auf des Oheims frohe Laune einzugehen, aber seine Stirn blieb bewölkt.

„Quält Dich etwas, Geliebter?" fragte Claire ihn, als sie allein mit ihm war, besorgt.

Er seufzte tief. „Zu denken, daß ich Dich, die das beste Los verdient, die Du wie ein Engel an mir gehandelt hat, so unglücklich machen muß," sprach er tonlos. „Dein Vater redet von unserer Heirat wie von einer feststehenden Sache, und doch — doch darf ich Dich nie mein Weib nennen."

Sie starrte ihn erschrocken an. „Was sprichst Du nur, Arno?" fragte sie. „Was —"

„Ja sieh', mein Liebling, in meinen gesunden Tagen dachte ich leichtsinnig genug, um mein Leben an das Deine ketten zu wollen, und machte mir wegen der Zukunft allzuwenig Sorgen. Wenn ich einmal sagte, ich müßte von Dir lassen, so meinte ich das kaum ernstlich. Jetzt aber weiß ich, daß ich meinen Lebensweg ohne Dich gehen muß — ohne Dich, Du meine Einzigste, Du mein Alles. Denn bis ich mir auch nur die bescheidenste Existenz gründen kann, vergehen Jahre, und ich darf Dich nicht auf so schwere Probe stellen."

Da zeigte sie ihm das Blättchen Papier, welches Graf Waldemar Bregenz in die Brieftasche gesteckt, die er ihr bei ihrer Abreise von Königsberg mitgegeben hatte — dieses Blättchen, welches seinem Neffen Arno eine monatliche Zulage von hundert Talern versprach, wenn er als Leutnant aus dem Feldzuge heimkehrte.

„Aber ich bin ja nicht Leutnant," sagte Arno wehmütig.

„Glaubst Du, daß des Großonkels Versprechen wirklich nur in dem Falle gilt?" gegenredete das Mädchen. „Da kenn' ich ihn besser. Und mit hundert Talern monatlich können wir der Zukunft ruhig entgegensehen. Wozu brauchen wir denn Reichtümer, wenn wir nur gesund sind und uns lieben?"

Und so sprach sie weiter in ihn hinein und wußte so liebe und tröstliche Worte zu finden, daß der Gram von seiner Stirn verschwand und auch er auf die Zukunft zu hoffen begann, die sie vereint sich erobern wollten.

An einem Vormittag — es war am 23. Dezember — tönte die Kunde in das alte Versailler Königsschloß hinein: „Der Kronprinz kommt! Er will die Verwundeten besuchen!" War das eine Aufregung unter den Genesenden, nicht minder wie unter denen, deren Lebenswage noch schwankte!

Der Ankündigung des hohen Besuches folgte dieser auf dem Fuße. Es war, als ob mit dem Eintritt des Königssohnes, den eine glänzende Eskorte von Adjutanten, Generälen und anderen Offizieren mit prächtigen Uniformen und blitzenden Ordenssternen auf der Brust, begleitete, eine Flut von Sonnenschein durch die Tür in den Krankensaal drang.

Der Kronprinz trat von einem Bett an das andere, überall freundliche und teilnehmende Fragen stellend, lobende Worte an die Verwundeten richtend und herzlichen Trost spendend. Wo verwundet? Welche Schlachten mitgemacht? usw. Und wo er hinkam, da hellten sich die Gesichter auf, da glänzten die Augen in Stolz und Freude.

Denkspruch.

Leichter gönnen sogar gute Menschen dem andern jedes Glück, — — Von allen Kirchtürmen schlug es Mitternacht, und die Glocken läuteten, und feierlich still funkelten die Sterne in leuchtender Klarheit herab auf die Menschen, die glückwünschend die kommenden Wünsche

eine wohlbekannte Stimme vernehme, und immer sehe fortan auch ich, was mir das Liebste ist. — Daß von jener Zeit an der Spiegel zu meinem

fertigen. Dieser wurde der Schwester, nachdem er allgemeine Bewunderung erfahren, überreicht. Bald darauf, während unten atemlose Stille ein-

man melde ihm nur genügend Siegesnachrichten und er ist glücklich wie ein reichbeschenktes Kind am Weihnachtsmorgen.

Wieder hat ein albanesischer Meuchelmörder im türk. Heer einen Kameraden erschossen. Der Mordtat liegt folgender Vorfall zugrunde. Ein Major, der albanesischer Herkunft ist, zerriß in einem Kaffeehause absichtlich eine türkische Zeitung. Zwischen ihm und einem Oberstleutnant entstand dann ein Wortwechsel. In der Nacht lauerte der Major dem Oberstleutnant auf, feuerte auf ihn und verwundete ihn tödlich. — Diese Tat ist aufs schwerste zu verdammen, und zwar vom allgemein-menschlichen, vom rein militärischen wie auch besonders vom kameradschaftlichen Standpunkte aus. Daher dürfte wohl auch der Meuchelmörder seiner verdienten Strafe nicht entgehen.

Der Araberaufstand in Jemen

scheint endlich unterdrückt zu sein. Der türkische Truppenkommandant in Jemen Izzet Pascha hat telegraphisch dem Kriegsminister gemeldet, daß er alle befestigten Positionen der Rebellen besetzt habe, daß diese sich der Herrschaft des Sultans unterworfen hätten, und daß in der ganzen Provinz völlige Ruhe herrsche.

Nach einer Meldung aus Adis Abeba ist Lidji Jassu feierlich zum

König von Abessinien

ausgerufen worden. Die Krönung findet später statt. Im Lande herrscht Ruhe. Ob Kaiser Menelik denn nun wirklich tot ist? Behauptet wurde das schon vor einem Jahre.

Die Revolution in Mexiko

breitet sich aus. Der ganze Distrikt von Durango und Terreon mit den dazwischen gelegenen Orten befindet sich in einem an Anarchie grenzenden Zustande. Die Aufständischen haben Terreon, Durango, Zacatecas und Parral umzingelt. Zweitausend Aufständische rücken gegen Chihuahua vor; eine bewaffnete Menge hat einen Vorort von Nombre de Dios angesichts der 1500 Mann starken Besatzung geplündert. Die Regierungstruppen haben jetzt auch Hermosillo, die Hauptstadt des Staates Sonora, geräumt. Die Vereinigten Staaten haben die Rebellen als kriegführende Macht anerkannt. Nach einer Sitzung des Kabinetts wurde Oberst Steever, der Kommandant von El Paso, von dem Staatssekretär des Krieges angewiesen, alle regelmäßigen Schiffsladungen, welche das Zollhaus passieren, zur Einfuhr nach Juarez zuzulassen. Dies bedeutet, daß das Militär die Zufuhr auch von Waffen, Munition und Lebensmitteln, welche im Zollhaus deklariert werden, nicht verhindert wird.

Bettler und wissentlich falscher Offenbarungseid.

Vor dem Dortmunder Schwurgerichte stand der 55jährige Invalide Wilhelm Grün aus Hamm unter der Anschuldigung, wissentlich den Offenbarungseid gegen besseres Wissen falsch abgelegt zu haben. Grün gab sich in seiner Vaterstadt als armer Mann aus und bezog sowohl Unterstützung von der Stadt bis zu monatlich 27 Mk., daneben von einer Versicherungsanstalt auch noch eine Rente. Dabei war er aber keineswegs der bemitleidenswerte arme Mann, als der er sich hinzustellen wußte. Im Jahre 1904 hatte er von seinem Vater 5000 Mk. geerbt, und die gleiche Summe ersparte er sich von dem Ertrag der ihm gewährten Unterstützungen. Sein Vermögen, das er, um höhere Zinsen zu bekommen, von einer Sparbank zur andern schleppte, betrug sohin wohl 10 000 Mk. Im Jahre 1906 wurde er von einer Firma, der er den Betrag von 4603 Mk. schuldete, auf Zahlung dieses Betrages verklagt und schließlich gepfändet. Die Pfändung erwies sich als erfolglos, und Grün wurde zum Offenbarungseid getrieben. Hiebei gab er an, nur ein paar wertlose Einrichtungsgegenstände zu besitzen; er gab aber schließlich zu, in dre Nähe von Hamm vor längerer Zeit einen Betrag von 8000 Mk. vergraben zu haben, doch könne er den Platz nicht mehr finden. Nach ein paar Tagen fand zufällig in dem Hause, wo Grün wohnte, ein Verwandter unter den Steinfliesen des Kellers Sparkassenbücher im Werte von 8500 Mk., die dem Angeklagten gehörten. Grün redete sich nun darauf hinaus, daß das Geld nicht sein Eigentum sei, da er es schon seinen Geschwistern vermacht habe; auf alle anderen Fragen des Vorsitzenden gab er die stereotype Antwort: Ich weiß es nicht. Der Gerichtsarzt bezeichnete ihn als Sonderling mit krankhaft gesteigertem Geiz. Der Verteidiger plädierte auf Freisprechung, weil Grün geistig nicht normal sei. Das Urteil lautete auf eine Zuchthausstrafe von 1 Jahr 3 Monaten und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte und der Befähigung, je wieder vor Gericht als Zeuge vernommen zu werden.

)(Unter Schätzen darbend.

Die Reihe der Fälle, da Millionäre in einem Anfall von an Geistesstörung grenzendem Geiz ein Leben bitterster Armut führen, erfährt eine neue Bereicherung durch die Wiederauffindung der seit Jahren verschollen gewesenen Miß Jane Perkins Williams, die einst an der Newyorker Börse eine große Rolle spielte. Man hat die vielfache Millionärin, die jetzt 70 Jahre alt ist, in diesen Tagen im Newyorker Armenviertel in einer Art Bretterschuppen entdeckt, wo sie anscheinend völlig unbemerkt seit Jahren hauste. Miß Williams verweigerte jede Auskunft, aber in ihrer Bretterhütte fanden sich merkwürdige Briefe, aus denen hervorging, daß die reiche Dame seit nahezu 10 Jahren das Einsiedlerleben einer bettelarmen alten Frau geführt hat. Noch in den neunziger Jahren erschien sie täglich an der Börse, spekulierte mit riesigen Summen und hatte dabei so große Erfolge, daß ihr Glück unter den Börsianern geradezu sprichwörtlich wurde. Als sie dann zu alt und gebrechlich wurde, um täglich die Wanderschaft nach der Börse anzutreten, blieb sie plötzlich verschwunden und verschollen. Die ganze Zeit über ernährte sie sich fast nur von Milch und hat nie die Türe ihres Hauses mehr als einige Zentimeter breit geöffnet. Das Zimmer, in dem man die Millionärin fand, war bis in die letzten Winkel mit leeren Milchflaschen ausgefüllt, und überall lag fingerdick der Staub von Jahren. Als Bett diente ihr ein altes, baufälliges Sofa und ihre Matratze bestand aus Zeitungen. Unter diesen Tausenden und Abertausenden von alten Zeitungsblättern fand die Polizei für mehr als 2 Millionen Mark Wertpapiere, Staatsschuldscheine, Aktien und Hypotheken, und zugleich ergab die weitere Nachforschung, daß Miß Jane Perkins Williams bei verschiedenen großen Banken Depositen in der Höhe von über 2 Millionen Mark besitzt. Ueberall lagen Coupons und Dividendenscheine versteckt, deren Beträge die Millionärin niemals abgehoben hat. Nur durch die Beschwerden der Nachbarschaft war die Polizei auf die seltsame Einsiedlerin aufmerksam geworden und überführte sie jetzt zur Untersuchung ihres Geisteszustandes in ein Sanatorium.

Westfalen-Rheinland.

Einen Ausgang, den er jedenfalls nicht erwartet hatte, nahm vor der Hagener Strafkammer die Verhandlung gegen den 21 Jahre alten Schlosser Rieserthal, den das Schöffengericht wegen Sachbeschädigung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt hatte. Dem bereits wegen Meuterei mit 4½ Jahren Gefängnis vorbestraften Angeklagten riet der Vorsitzende dringend, seine Berufung zurückzunehmen dann werde auch die Staatsanwaltschaft die ihrige zurücknehmen. Der Angeklagte blieb jedoch hartnäckig. Die Folge war, daß die Strafe dem Antrage des Staatsanwalts gemäß auf 6 Monate erhöht wurde.

Zu den aufsehenerregenden Mitteilungen über das Schwelmer Kinderhaus wird geschrieben: Zweierlei Vorwürfe sind es, die von sozialdemokratischer Seite gegen die Anstalt erhoben sind: die mangelnde Ernährung der Kinder und die Ueberschreitung des Züchtigungsrechts durch den früheren Hausvater Martschin. Die erste Behauptung ist in der Stadtverordnetensitzung überhaupt nicht gefallen, sondern bei einer früheren Gelegenheit erhoben und inzwischen längst durch eine Reihe von Zeugnissen von Aerzten, Rektoren und Mitgliedern des Hauspersonals als völlig haltlos und unrichtig festgestellt. Die zweite Beschuldigung gegen den früheren Hausvater Martschin, der seit sechs Jahren bereits nicht mehr in der Anstalt weilt und seit jener Zeit eine andere Anstalt völlig einwandfrei bis zum heutigen Tage leitet, ist vor sechs Jahren von sozialdemokratischer Seite erhoben worden. In der Schöffengerichtssitzung vom 28. Februar 1906 erklärten die vom Hausvater Martschin Verklagten, daß sie die von ihnen gemachten Aeußerungen über den Hausvater Martschin bedauerten und für unrichtig zurücknähmen. Die Angeklagten erklärten sich zur Zahlung der entstandenen Kosten bereit und baten um Zurücknahme des Strafantrages was denn auch seitens des Klägers geschah. Nachdem nun abermals jetzt nach sechs Jahren erneut diese Anschuldigungen erhoben sind, hat der betreffende Hausvater sofort — wie ein Telegramm meldet — den Justizrat Geilen in Schwelm beauftragt, Klage zu erheben.

Konflikt mit der Regierung. Die städtischen Behörden in Hörde hatten sich in diesem Jahre, wo die Eingemeindung nach Dortmund zur Erörterung stand, bemüht, den Haushaltsplan so sparsam wie möglich aufzustellen. Hierdurch wurde auch erreicht, daß die Steuersätze ermäßigt und 5 Prozent (205 Prozent gegen 210) unter die Dortmunder gesetzt werden konnten. Nun hat aber der Regierungspräsident Einspruch erhoben; er verlangte eine Reihe weiterer Bewilligungen. Schließlich gab er sich mit der Anstellung 5 neuer Polizeisergeanten und eines Polizeikommissars zufrieden. Die Stadtverordneten bewilligten in ihrer letzten Sitzung nur eine Polizeisergeantenstelle und lehnten die übrigen Forderungen ab. Der Regierungspräsident hatte für 1200 Einwohner einen Polizeisergeanten verlangt. Die Stadtverordneten waren aber der Meinung, bei der ruhigen Bevölkerung von Hörde genüge es, wenn auf 1500 Bewohner ein Polizist komme, wie das an anderen Stellen auch der Fall sei. Der Vertreter des Magistrats hat versucht, den Regierungspräsidenten zu veranlassen, sich mit einer geringeren Zahl von Beamten einverstanden zu erklären, die Bemühungen sind jedoch erfolglos gewesen. Die Sache wird nun den Bezirksausschuß und den Oberpräsidenten beschäftigen.

An einen Schinderhannesstreich erinnert ein Fall, der aus Iserlohn gemeldet wird: es heißt da: Die 15jährige Tochter eines dortigen Bürgers wurde von einer auswärtigen Korbhändlerfamilie, die sich an einer unbelebten Straße niedergelassen hatte, aufgegriffen und in einen Wagen hineingezogen. Um sie am Schreien zu verhindern, hatte man ihr einen Knebel in den Mund gesteckt, den man erst in Letmathe entfernt hatte. Als die Korbhändlerin kurz vor Hagen sich aus dem Wagen entfernt hatte, hat die Entführte die Abwesenheit der Händlerin benutzt, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Die Mutter holte ihre Tochter in Hagen ab und erstattete der Polizei Anzeige.

Schreckliches Familiendrama. Als der Hüttenarbeiter Wurmbach in Creuzthal in angetrunkenem Zustande von seiner Arbeitsstätte heimkehrte und von seiner Frau dieserhalb Vorwürfe bekam, vergriff er sich an dieser und mißhandelte sie mit einem Schürreisen in brutalster Weise. Als die im selben Hause wohnende verheiratete Tochter, welche sich in anderen Umständen befindet, ihre Mutter zu Hilfe eilen wollte, schlitzte er dieser mit einem Messer den Bauch auf. Der Täter wurde verhaftet. Bei der Ehefrau ist der Zustand nicht besorgniserregend, dagegen liegt die Tochter auf den Tod darnieder.

Ein Waldbrand von ungeheurer Ausdehnung brach am Freitag in den Waldungen der Gutsbesitzer Schulte von Werden und Schulte-Einhorn in Listrup im Münsterlande aus. Ersterem soll ein Schaden von 80 000, letzterem von 40 000 Mark entstanden sein.

An einem Maikäfer erstickte ein sechs Monate altes Kind in Münster. Ein siebenjähriger Knabe setzte seinem Brüderchen das Tier an die Lippen. Das Kind schob den Käfer in den Mund und fand so den Erstickungstod.

In der Weser unterhalb Minden sind die Leichen des Zugarbeiters Glabach und des Studenten der Theologie, Rousseau, aufgefunden worden, die seit ungefähr acht Tagen vermißt wurden.

Zum Onkel will er niemals wieder. Ein 14jähriger Knabe in Barmen hatte viel von seinem Onkel gehört, der in dem idyllischen Rheinstädtchen Bacharach wohne und nahm sich vor, diesem Onkel einen Besuch abzustatten. Ganz heimlich verließ er seine Vaterstadt und kam schließlich nach mancherlei Irrfahrten in Bacharach an. Nachdem der Onkel ihn ins Kreuzverhör genommen und den Zweck der Reise erfahren hatte, schickte er ihn mit einigen nachdrücklichen Worten kurz nach Hause. Traurig machte sich das Büblein wieder auf den Heimweg. Am Sonntag wurde er in Bonn mittel- und obdachlos von der Polizei aufgegriffen. Nachdem er seinen Bärenhunger gestillt hatte, erzählte er der Polizei ganz geknickt seine traurigen Reise-Erlebnisse. „Zu meinem Onkel in Bacharach aber kriegen mich keine zehn Pferde mehr hin!", also schloß er seine Erzählung.

Die Kunde, daß das große Los und der zweite Hauptgewinn der preußischen Klassenlotterie in eine Duisburger Kollekte gefallen ist, hat bei mehreren Familien großes Unbehagen ausgelöst. Die Nummer, auf die das große Los fiel, wurde erst kürzlich aus den Händen eines Mannes erworben, der es 48 Jahre lang in seinen Besitz gehabt hatte, ohne bisher einen Treffer zu machen. Aber auch der neue Besitzer, ein kleiner Fabrikant in Bocholt, faßte das Glück nicht mit beiden Händen. Er gab kurz vor der Ziehung dreiviertel des Loses an andere Leute ab. Auch die Nummer, auf die 200 000 Mark fielen, wurden vor kurzer Zeit von ihrem früheren langjährigen Besitzer an andere Spieler abgegeben, da er seit Jahrzehnten nie einen Treffer erhalten hatte.

Die Roheinnahme des Düsseldorfer Blumentages beträgt rund 95 000 Mark; nach Abzug der Unkosten dürften für die Kinderfürsorgevereine, denen der Erlös zufließt, etwa 80 000 Mark übrig bleiben.

Das Schicksal des Rennfahrers Breuer, dessen Revision gegen das Todesurteil des Schwurgerichts in Trier vom Reichsgericht abgelehnt wurde, ist immer noch nicht entschieden. Die Akten befinden sich zur Zeit im Justizministerium. Die Zustimmung des Königs zur Vollstreckung des Urteils ist noch nicht eingegangen. Bei dem Verteidiger sind auf Grund eines Aufrufes zahlreiche Schreiben zugunsten des Breuer eingelaufen, auch sonst soll erhebliches Material vorliegen, das die Sache in verändertem Lichte erscheinen läßt.

Niemand übergeht er, denn er weiß ja, was seine Ansprache diesen Männern bedeutet, von denen jeder ein Held ist. Jetzt steht er an Arnos Bett.

„Wie heißen Sie?" forschte er.

„Arno Bregenz, Königliche Hoheit!" erwiderte der Gefragte.

„Bregenz, Bregenz!" wiederholt der hohe Herr. „In Ostpreußen gibt es eine gräfliche Familie des Namens — ich kannte mehrere Träger desselben — sind Sie einer von ihnen?"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!"

Da flüstert einer der Herren aus dem Gefolge des Prinzen ihm etwas ins Ohr. „Ah so," sagte der Kronprinz, „jetzt erinnere ich mich — ich habe von Ihnen gehört. Waren Offizier, sind beim Ausbruch des Krieges als Grenadier beim ersten Regiment Kronprinz eingetreten, mit dem eisernen Kreuz dekoriert — haben sich später noch besonders ausgezeichnet — am 30. November — man hat mir von Ihrer Bravour rühmend gesprochen — ja, ja." Er nickt, dann fällt sein Blick auf Claire, die neben dem Bett steht. „Wer ist die junge Dame?" fragte er, bemerkend, daß sie kein Ordens- und Pflegerinnenkleid trägt.

„Ich bin die Verlobte meines Vetters Arno Bregenz, Königliche Hoheit," spricht das Mädchen leise. „Claire Bregenz ist mein Name."

„Ach so!" Er betrachtet sie mit unverkennbarem Wohlgefallen, dann reichte er Claire die Hand, über die sie sich beugt, um einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu drücken. „Meinen aufrichtigen Glückwunsch, Komtesse. Und pflegen Sie Ihren Bräutigam rasch gesund. Auch Ihnen meinen Glückwunsch, Leutnant Graf Bregenz!"

„Königliche Hoheit!" Arno und Claire rufen es wie aus einem Munde, stammelnd, fassungslos. Wieder will Claire sich über die Hand des hohen Herrn beugen, aber da ist er schon mit kurzem militärischem Gruß weiter gegangen, sich dem Dank der beiden Glücklichen entziehend.

Leutnant Graf Bregenz hat der Kronprinz gesagt? Ist es denn wahr? Kann es wahr sein, dies Glück?

Schluchzend sinkt das Mädchen am Bett des Geliebten in die Kniee. O, nun ist alles — alles gut! —

Am folgenden Abend, dem 24. Dezember, werden Claire und Arno Bregenz unter dem Christbaum, den man den Verwundeten im Krankensaal angezündet hat, von dem Feldprediger getraut. Die junge Braut trägt zwar kein hochzeitlich Gewand sondern das einfache graue Straßenkleid, in dem sie die Reise nach Frankreich gemacht hat, aber ein Myrtenkränzlein liegt doch auf ihren blonden Flechten. Irene Stuckrath, Alfred Alvensbruggs Verlobte, die herbeigeeilt ist, um der Feier beizuwohnen, hat es gewunden. Aber lange kann Irene, die frühere Varietesängerin Vera Turrani, nicht in dem Versailler Königsschloß bleiben, da sie, auch in einem Lazarett, ein Verwundeter sehnsüchtig erwartet, dem ihr Leben gehört.

„Die beiden sind glücklich," spricht sie zu ihrem Liebsten zurückkehrend. „Aber auch wir werden glücklich sein, mein Geliebter."

Er streicht zärtlich über ihren schlichten Scheitel und lächelt ihr zu, dann aber fällt sein Blick auf seinen linken Arm, der in Bandagen eingewickelt, steif über der Bettdecke liegt, und er seufzte leise.

„Es war für's Vaterland, Alfred," spricht Irene.

„Für's Vaterland," wiederholt er andächtig, und die Wehmut aus seinen Augen ist verschwunden.

„Für's Vaterland!" tönt es da von einem Bett her, in dem ein bayrischer Offizier liegt, der die Worte vernommen hat. Es ist ihm noch schlimmer ergangen als Alfred Alvensbrugg, denn man hat ihm ein Bein und zwei Finger amputieren müssen. Aber er klagte nicht, für's Vaterland litt er gern.

Draußen auf den Straßen ertönt Gesang.

„Stille Nacht, heilige Nacht—"

und dazwischen:

„Lieb' Vaterland magst ruhig sein —"

Auch vor dem Königsschloß von Versailles ziehen deutsche Krieger vorbei, auch hier ertönt's:

„Stille Nacht, heilige Nacht —" und —
„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein —"

Der Amerikaner Rup. Alvensbrugg steht am Fenster des Krankensaals und blickt sinnend auf die schattenhaften Gestalten der Soldaten dort unten. Ja wohl, Deutschland mag ruhig sein, es steht in treuer Hut, denn in der Brust jedes seiner Söhne, mögen sie Preußen, Sachsen, Hessen, Bayern sein, schlägt ein Herz, das ihm gehört bis zum letzten Schlag. Unwillkürlich zieht ihm das Lied Müllers von der Werra durch den Sinn:

„Deutsche Völker allesamt,
Wo die alte Treue flammt,
An der Mosel, Maas, am Rhein,
An dem Neckar, an dem Main,
Wo der Nibelungen Kraft
Heut' noch Heldentaten schafft."

Seine Gestalt reckt sich im stolzen Gefühl, daß auch zwei seines Blutes dafür gekämpft und gelitten. Er hatte sie verurteilt, geringschätzig über sie die Achseln gezuckt, bis sie sich im Feuer bewährt, und er erkannte — sie waren doch von edler Art, Helden beide.

Und jetzt weiß er, daß auch er ein Deutscher geblieben ist, drüben über dem Weltmeer, wie jener es bleiben wird, den er mitnimmt samt seinem Weibe, als seinen Sohn, seinen Erben. Aber er wird wiederkehren, oft, mit seinen Kindern, damit Alfreds Eltern sich an des Sohnes Glück erfreuen können und — weil er Deutschland nicht mehr missen kann, nachdem er es wieder lieben gelernt hat.

Und immer noch klingt's von unten in den stillen Krankensaal, in dem die Lichter am Christbaum allmählich verlöschen, hinauf:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"

Die Gräfin und das Vormundschaftsgericht.

Die Gräfin Stephanie v. Pfeil, geb. Heim, die mit ihrem ehemaligen Gatten, dem Grafen Hans v. Pfeil jahrelang um die Herausgabe der diesem im Ehescheidungsverfahren zugesprochenen beiden Kinder Stanislaus und Hella prozessiert hat, hat sich mit folgendem Schreiben an das zuständige Vormundschaftsgericht gewandt:

An das Kgl. Amtsgericht Graudenz,
Abteilung für Vormundschaftssachen.

Nachdem ich nunmehr seit 7 Jahren um den Besitz meiner Kinder Stanislaus und Hella prozessiert habe, ohne daß ich imstande gewesen wäre, das gerichtliche Verfahren auch nur in erster Instanz so weit zu fördern, daß ein Urteil über den definitiven Besitz der Kinder ergangen wäre, ziehe ich nunmehr meine sämtlichen gestellten und noch nicht zur Entscheidung gebrachten Anträge auf Auslieferung meiner Kinder an mich zurück. Bereits am 6. Mai 1911 habe ich dem Standesamt hierselbst (in Berlin. Die Red.) mitgeteilt, daß ich aus freier Entschließung den Namen einer Gräfin Pfeil abgelegt habe, den ich mit Rücksicht auf meine Kinder all die Jahre beizubehalten gezwungen war. Wie mir meine Aerzte versichern und wie ich es selbst fühle, erlaubt mir mein unter einer mehrjährigen verfehlten Ehe und unter siebenjährigen Prozessen schwer geschädigter Gesundheitszustand es nicht, weiter zu prozessieren, zumal das Ende des Prozesses nicht abzusehen ist. Auch sind mir meine Kinder durch die langjährige Entziehung entfremdet worden. Der Mutterliebe und dem Pflichtgefühl habe ich meine Jugend und meine Gesundheit geopfert und bin nun am Ende meiner Kraft. Vor einem höheren Richter mögen diejenigen sich verantworten, die daran mitgewirkt haben, zu Gunsten eines Grafen Hans Pfeil meinen Kindern ihre Mutter zu rauben und ein Mutterherz in den Schmutz zu treten. Gez. Stephanie Heim.

Vom sozialen Felde.

Oeffentliche Förderung der Bautätigkeit. Unter den mancherlei Hindernissen, die einer flotten Bautätigkeit bei uns oft im Wege stehen, ist eines der größten die Schwierigkeit, zweite Hypotheken zu einigermaßen erträglichen Bedingungen zu beschaffen. Mancherlei Umstände, wie z. B. unsere Steuerpolitik der letzten 10—20 Jahre, haben diese Sachlage eher noch verschärft als gemildert. Neuerdings haben nun demgegenüber die öffentlichen Körperschaften mehr und mehr begonnen, positiv helfend einzugreifen. In Oesterreich ist vor kurzem ein besonderer Staatsfonds zur Garantierung zweiter Hypotheken gegründet worden; in Deutschland gehen Frankfurt a. M., Krefeld, Neuß und andere Gemeinden schon seit längerer Zeit mit der Gewährung zweiter Hypotheken vor und in einer Anzahl weiterer schweben derzeit ähnliche Pläne. Es handelt sich hier um eine für unsere gesamte Bautätigkeit und unsere Wohnungsverhältnisse außerordentlich wichtige Sache und es ist deshalb von wesentlichem Interesse, daß auf der bevorstehenden großen Tagung der Freunde und Anhänger der Wohnungsreform in Deutschland, dem Zweiten Deutschen Wohnungskongresse, Leipzig, 11.—14. Juni ds. Js., diese ganze Frage der zweiten Hypothek eingehend behandelt werden wird. Da diese Aufgabe für den Kongreß von hervorragenden Gelehrten und Praktikern übernommen worden ist, ist zu erwarten, daß eine wesentliche Klärung der schwierigen Angelegenheit durch den Kongreß erzielt werden wird. Näheres durch die Geschäftsstelle des Kongresses Frankfurt a. M., Hochstraße 23.

Eine Schmugglerbande

die im Ganzen nicht weniger als 700 Kilo Saccharin und über 2500 Taschenuhren über die schweizerische Grenze geschmuggelt hatte stand vor der Konstanzer Strafkammer. Die Mitglieder dieser unternehmenden Gesellschaft waren ein Uhrenhändler namens Tischer, den Händler Grupp und der Schneider Illert, ein Grenzaufseher Reitze war der Begünstigung angeklagt. Den letzteren trifft wenigstens nach der Aussage des Angeklagten Tischer insofern ein großer Teil der Schuld, als er die Revision der Körbe usw., in denen die Uhren gepascht wurden, sehr lässig betrieb, so daß die Schmuggler förmlich aufgemuntert worden seien, stets dann die Grenze zu überschreiten, wenn Reitze Dienst hatte. Seine freundliche Nachsicht lohnten die Schwärzer durch Freibier und Geldgeschenke. Die Uhren gingen zum Teil nach Berlin; Tischer erklärte, namentlich von norddeutschen Uhrengroßhändlern würde ein ganz schwunghafter Handel mit geschwärzten Uhren getrieben. Der Angeklagte Reitze hat für seine Dienstwilligkeit und für sein Bemühen, Käufer für die geschmuggelten Uhren zu finden, von Tischer eine Entschädigung von 50 Mark zu erhalten. Das Saccharin ging meistens nach Leipzig. Den Versand besorgte Grupp, der hierzu von einem Kunden veranlaßt worden sein will. Für ihre Beihilfe erhielten Tischer und Illert zusammen 2100 Mark. Grupp ist wegen Saccharinschmuggels bereits vorbestraft. Illert will den Schmuggel lediglich aus Gefälligkeit gegen die übrigen Angeklagten betrieben haben. Den Grenzaufseher Reitze, ein verheirateter Mann und Vater von 6 Kindern, sagt, er habe Tischer und Illert für „rechte" Leute gehalten, die nichts Unrechtes im Schilde führen und habe infolgedessen die Revision sehr lax gehandhabt. Tischer und Grupp erhielten je 6 Monate, Illert 4 Monate Gefängnis. Auch wurden sie verurteilt, den Wert des natürlich verkauften Saccharins mit 17 500 Mark zu ersetzen. Der Grenzaufseher Reitze wurde freigesprochen.

Ein echt amerikanischer Ehebund.

Ein Ehebund, wie er in all seinen Einzelheiten und Begleitumständen wohl nur in Amerika geschlossen wird, ist die vor kurzem erfolgte Verheiratung der Wechselmaklerin Anna Wilson aus Philadelphia mit Thomas King, dem Besitzer ergiebiger Minen in Kolorado. Bevor sie sich die Hand zur Vereinigung fürs Leben reichten, hatten die beiden einander nie gesehen, aber Thomas King machte seit vier Monaten der Wechselmaklerin, deren Geschäftstätigkeit ihm unbekannt imponierte, brieflich den Hof. Die große kaufmännische Begabung Anna Wilsons hatte bereits so große Erfolge gezeitigt, daß man die schöne Agentin die „Hetty Green von Philadelphia" nannte. Die ersten Beziehungen zu ihrem jetzigen Ehegatten waren rein geschäftlicher Natur, es handelte sich um eine Mine, über die sie King um verschiedene Aufklärungen bat. Schließlich wußte sie sogar den Gouverneur von Kolorado für die Unternehmungen Kings zu interessieren, und bald kannte die Begeisterung des Hüttenbesitzers keine Grenzen mehr. „Eine Frau, die solches vollbracht hat", schrieb er ihr, „verdient meine Bewunderung." Und zur Bewunderung gesellte sich bald die Liebe, er hielt um die Hand der Wechselmaklerin an, die ihm sogleich ein ganzes Heer von Detektivs auf die Fersen setzte, um sich über seinen Charakter und seine Vermögensverhältnisse aufs genaueste zu orientieren. Die Auskünfte waren günstig, sie telegraphierte: „Komm." Im Sombrero und Khakianzug sprang King in den nächsten Schnellzug, kurz nach seiner Ankunft wurde die Ehe ohne alle Zeremonien geschlossen. Dieser aus solch geschäftlichen Beziehungen erblühte und von zwei ausgezeichneten Geschäftsleuten geschlossene Herzensbund wird in ganz Amerika viel besprochen.

Die papierne Wasserleitung.

Vor kurzem wurde von der „Frankfurter Zeitung" berichtet, daß bei Ausschachtungsarbeiten in Bad Dürkheim eine alte Wasserleitung freigelegt worden sei, deren Rohre aus einer imprägnierten Papiermasse bestanden. Dazu bemerkte die „Papierzeitung" folgendes: „Wir berichteten aus der „Frkf. Ztg." über eine in Bad Dürkheim ausgegrabene Wasserleitung aus Papiermasse, die einem seit Jahrhunderten verfallenen Nonnenkloster Wasser zugeführt habe. Der Stoff des Rohres ist, wie schon oberflächliche Beobachtung des geglätteten Querschnittes ergibt, Holz und nicht Papiermasse. Die Leitung wurde, wie es namentlich in Gebirgsgegenden oft geschieht, aus Holzstämmen hergestellt, die in der Mitte durchbohrt wurden. Die Jahresringe sind in dem uns zugesandten Stück deutlich sichtbar, obwohl das Holz infolge des Jahrhunderte dauernden Liegens völlig in Braunkohle umgewandelt ist. Mit dem „papierenen Wunder" ist es also wieder wieder einmal nichts." — Hierzu bemerkt nun ihrerseits die „Frankf. Ztg.": Die „Papierzeitung" ist mit dieser anderslautenden Erklärung entschieden auf dem Holzweg. Unser Gewährsmann hält seine Mitteilung, daß es sich um eine Wasserleitung aus Papier handelt, vollständig aufrecht. Die Rohre bestehen, — wie auch eine uns eingesandte Probe deutlich zeigt — aus Papiermasse, welche mit Teer präpariert ist. Ueber Feuer lassen sich die Rohre in Streifen aufwickeln, was bei Holz keineswegs möglich wäre. Ferner hat sich erwiesen, daß von einer Umwandlung in Braunkohle keine Rede sein kann, da die Anlage vermutlich kaum älter als etwas über 100 Jahre ist. Es bleibt also bei dem „papiernen Wunder". Uebrigens hat sich bei weiteren Untersuchungen der betreffenden Leitung ergeben, daß die Röhrenführung noch auf weite Strecken im Boden liegt und die Rohre eine Baulänge von eineinhalb Meter haben.



Lidj Jeassu, der neue Kaiser von Abessinien.

Der junge Kaiser in vornehmer altabessinischer Tracht.

Der neue Herrscher von Aethiopien.

Abessinien hat einen neuen Herrscher erhalten. Während im vorigen Jahre für den schwererkrankten Negus Menelik, von dem man noch heute nicht mit Sicherheit anzugeben weiß, ob er noch am Leben sei, Ras Tassama zum Reichsverweser ernannt worden war, ist jetzt nach dem Tode desselben, Meneliks 15jähriger Enkel zum Kaiser ausgerufen worden. Damit ist die nach dem Tode des Reichsverwesers akut gewordene Thronfolgerfrage jetzt im Sinne der Wünsche des Negus Menelik endgültig gelöst worden. Die Krönung des jungen Königs Lidj Jeassu findet später statt. Ras Tassama und seine Mitarbeiter haben es verstanden, alle Opposition gegen die Thronfolge des Lidj Jassu, die hauptsächlich von den Anhängern der Kaiserin Taitu ausging, mit starker Hand niederzuschlagen, so daß jetzt im Lande Ruhe herrscht. Auch der stärkste und gefährlichste Gegner des jungen Königs Ras Wolie ein Bruder der Kaiserin, ist inzwischen unschädlich gemacht worden, er ist wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden. Er hatte vor einiger Zeit einen Aufstand gegen die Regentschaft angezettelt, der jedoch niedergehalten wurde. Der neue König der Könige, auf den die Großen Abessiniens schon vor 2 Jahren vereidigt wurden, ist der Sohn eines der angesehensten Fürsten des Landes, des Ras Mikael und einer Tochter Meneliks aus erster Ehe. Er ist im Jahre 1896 geboren. Vor einigen Tagen feierte er den zweiten Jahrestag seiner Vermählung mit der jetzt neunjährigen Kaiserin Romana Work, die eine Enkelin des berühmten Negus Johannes ist.

Der Fußpfad.

Wie traulich sich der Pfad, der schmale windet
Durch Wald und Feld und Dorf mit Dorf verbindet!
Genug bewehrt mit leichtem Wanderstabe,
Ob auch der Weg sich senkt in düstre Eichen,
Geh ihn getrost, er führt zu Deinesgleichen,
Geh ihn mit Sorge, denn er führt zum Grabe.
Viel Tausend, die ihn traten, glitten leise
Zur stillen Herberg nach des Tages Reise.
Schmerzt dich dein Fuß? Reizt dich mit raschem Trabe
Das stolze Viergespann auf breiter Straße?
Gemessen wird die Welt mit gleichem Maße:
Der Eine geht, der Andere fährt zum Grabe.
Staub muß zum Staub, ob einer fahre, wandre,
Mehr Staub nur macht der Eine als der Andere.
Bedenke, daß die Bettler hier auf Erden
Die Könige des Himmelreiches werden. —
Freu dich des Kreuzes, das im Tal dich grüßet,
Der Linde, die dich schirmt mit breiten Blättern,
Der Lerchenlieder, die vom Himmel schmettern,
Der bunten Blume, die am Bache sprießet.
Und bist du sinnig, magst du auch erwägen
Die Predigt, die dir Baum und Garbe halten
Vom alten Fluch, von ew'ger Liebe Walten,
Von Menschenarbeit und von Gottes Segen.

F. W. Weber.

Selbstmordepidemie in Rußland.

Zu Anfang dieses Jahres wurde am Petersburger Psychoneurologischen Institut eine Sektion eröffnet, die sich gleich nach ihrem Entstehen mit der Frage der ungeheuren Verbreitung der Selbstmorde in Rußland beschäftigte. In einem umfangreichen Bericht teilt nun Dr. N. J. Grigorjew interessante statistische Daten über Selbstmorde in Petersburg mit. Von 1906 bis 1910 hat sich ihre Zahl um 253 Prozent vergrößert, und erreichte Ende 1910 die enorme Höhe von 11 auf je 10 000 Personen. Kaum besser liegen die Dinge in Odessa, wo im Laufe der letzten acht Jahre 3050 Selbstmordversuche und Selbstmorde zur Anzeige gelangten. Die meisten Selbstmörder (27,87 Prozent) begingen die Verzweiflungstat aus materieller Not, in 8,5 Fällen war Alkoholismus die Ursache, bei 8,36 Prozent lagen Fälle von Leidenschaft vor. In 6,79 Prozent bildeten eheliche Zwistigkeiten, in 4,89 Prozent schwerer Kummer, in 4,20 Prozent Geisteskrankheiten, in 1,93 Prozent Furcht vor einer Strafe, in 1,47 Prozent körperliche Leiden, in 0,72 Prozent der Fälle „einfacher Lebensüberdruß" die Ursache. In 35,18 Prozent konnten die Motive der Tat nicht ermittelt werden.

Allerlei.

Schweres Unglück durch scheuende Pferde. Wie aus München gemeldet wird, scheuten bei einer Eisenbahnunterführung die Pferde eines Fabrikfuhrwerks vor einem Eisenbahnzuge und gingen durch. Die auf dem Fuhrwerk Sitzenden wurden herabgeschleudert und gegen einen Pfeiler geworfen. Der Kutscher erlitt schwere Verletzungen; ein mitfahrender junger Geschäftsreisender wurde getötet; ihm war der Schädel zertrümmert worden.

Das langweilige Brautexamen. In Bayern herrscht noch die Sitte, daß Brautleute vor der Hochzeit zum Pfarrer ins sogenannte Brautexamen müssen. In einem Ort im Günztale im Schwäbischen hatte der Herr Pfarrer in vergangener Woche gleich zwei Brautpaare zu examinieren und tats mit solcher Gründlichkeit, daß der eine der beiden Hochzeiter fest einschlief, so fest, daß er von seiner Lebensgefährtin kaum wachzubringen war. Sie hat dadurch einen Vorgeschmack vom Effekt ähnlicher späterer Verhöre oder Gardinenpredigten erhalten.

Wegen Geldstreitigkeiten ermordete in Unterwurmbach bei Bayern der 33 Jahre alte Landwirtssohn Schuster seinen Schwager Minameier auf entsetzliche Weise. Er schoß ihn nieder und stieß ihm, als der Unglückliche noch Lebenszeichen von sich gab, das Messer mit solcher Gewalt in die Kehle, daß der Kopf nahezu vom Rumpf getrennt wurde. Der Mörder ertränkte sich darauf.

Bescheidene Bitte. Ein verunglückter Kassenpatient lag auf dem Operationstische eines gefürchteten Chirurgen. Bevor ihm der Assistent die Chloroformmaske über das Gesicht zog, richtete er sich noch einmal empor und sagte: „Amputieren Sie, was Sie wollen, Herr Professor, aber lassen Sie mir wenigstens den Kopf!"

Eine ganze Familie vergiftet. In Krakau vergiftete eine Bauersfrau das Mittagsmahl, von dem sie, ihr Mann und die beiden Stiefkinder aßen. Die ganze Familie ist tot.

Der Gipfel der Zerstreutheit. In einer Plauderei über Künstler und Gelehrte, die Frau A. J. Sokolowa in einer russischen Zeitschrift veröffentlicht, erzählt sie eine köstliche Anekdote von dem Shakespeare-Uebersetzer Professor Jurjew, über dessen Zerstreutheit in Moskau zahllose Geschichtchen umlaufen. Eines Tages hatte Jurjew Gäste geladen und eine Art literarischer Soiree veranstaltet. Die Unterhaltung hatte ihren Gipfelpunkt erreicht, als der Professor, noch vor dem Abendessen, langsam dem Ausgange zusteuerte und, in tiefes Nachdenken versunken, in dem Haufen der Hüte und Mützen herumwühlte. Seine Gattin merkte dieses sonderbare Gebaren und eilte auf ihn zu. „Was suchst du denn da?" fragte sie.Er blinzelte ihr zu und flüsterte: „Meine Mütze suche ich! Das ist ja hier so langweilig, daß es nicht mehr auszuhalten ist! Komm auch mit! Wir wollen uns auf französisch empfehlen, sonst könnte sich die Hausfrau am Ende beleidigt fühlen, daß wir so früh aufbrechen. Was soll man hier machen?" Die belustigte Gattin vermochte ihm nur mit Mühe klarzumachen, daß sie selbst diese unglaublich langweilige Soiree veranstaltet hätten, und daß er soeben im Begriff gewesen sei, heimlich aus dem eigenen Heim zu flüchten.

Der Bildungsklaps.

Ein Vater klagte mir die Leidens-Geschichte seiner Tochter. Sie war 22 Jahre alt, hatte Philosophie und Musik studiert und war nun am Ende ihrer Nerven- und Körperkraft. Sie sollte zur Erholung aufs Land gebracht werden; und der besorgte Vater, der in kärglichen Verhältnissen lebte, suchte nun eine Pension, eine recht billige. Da sich der unglückliche Vater, ein ehemaliger höherer Beamter, in der weiteren Aussprache als ein durchaus praktisch und vernünftig denkender Mann erwies, so fuhr mir das Wort heraus: „Wie konnte ein so verständiger Mann wie Sie nur zugeben, daß seine Tochter auf so verrückte Sprünge kam!" — Der alte Mann schlug vor Erregung mit den Händen um sich: „Es ist ja gegen meinen Willen geschehen; ich bin immer dagegen gewesen! Aber das Frauenzimmer war ja wie besessen. Schon in der Schule hatte sie den Ehrgeiz, immer die Erste sein zu wollen. Und da ein paar andere Mädchen hierin mit ihr wetteiferten, so waren die Weiber rein toll: Tag und Nacht haben sie über den Büchern gelegen. Und was war das Ende vom Liede? Zweie davon sind schon tot; und meine Tochter — ist nun auch soweit...."

Der alte ehrwürdige Mann bedeckte sein Antlitz grameerfüllt mit den Händen....

Eine schwere Krankheit geht im deutschen Volke um: sie heißt Bildungsklaps.

Hans Wehleid im „Hammer."

Bei Magen- und Darmleiden,

Blutarmut, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenkrankheiten, blutarmen Zuständen, bei denen eine Mehrung der Blutmenge und Besserung der Blutbeschaffenheit notwendig ist, z. B. nach Blutverlusten (Operationen, Wochenbetten usw.), nach überstandenen erschöpfenden Krankheiten, z. B. Influenza werden warm empfohlen Trinkkuren im Hause mit

Lamscheider Stahlbrunnen.

„Das Lamscheider Wasser hat ein sehr großes Heilgebiet. Von großer Bedeutung ist dieses Wasser zunächst bei der Chlorose (Bleichsucht) und Anämie (Blutarmut). Aber abgesehen von der Chlorose und Anämie zeigen solche milden Eisenwasser wie das Lamscheider **eine unzweifelhaft günstige Wirkung auf Magen und Darm.**" — „Die Versuche haben sehr befriedigt; besonders habe ich den Brunnen angewendet nach Magengeschwürs-Kuren, und ich habe gefunden, daß er gerade hierbei vorzügliche Wirkung ausübt, nicht nur auf die Funktionen des Magens, sondern auch auf den Allgemeinzustand." — „Das Lamscheider Stahlwasser ist hochgradig eisenhaltig, leicht bekömmlich und gut verdaulich. Die Patienten, die es genommen haben, haben sich stets wohlgefühlt, haben es gern getrunken und haben an körperlichem und seelischem Wohlbefinden zugenommen." — Ausführliche Mitteilungen über Kurerfolge, Bezug des Brunnens kostenlos durch: Lamscheider Stahlbrunnen in Düsseldorf SW. 41. 49

NERLBI
BRUAMGH
SERDNED
ZIPELIG
LEIK
RENANVOH
MEGGURBAD
NOPES
RATTSGUTT
SENES

Sind Sie gewandt?

Wir haben 10 Städte-Namen ausgewählt und deren Buchstaben umgestellt. **Können Sie die Lösung finden?** Versuchen Sie es, bitte. **Wir haben etwas für Sie,** was wir Ihnen senden würden und was eine **angenehme Ueberraschung** für Sie sein dürfte. Sie empfangen die Sendung **vollständig kostenlos,** falls Sie uns die richtigen Städte-Namen sowie Ihren Namen u. Adresse auf einer Postkarte mitteilen. Bitte weder Briefmarken noch Geld einzusenden. **Verschieben Sie die Sache nicht! Wer zuerst kommt, malt zuerst!** Senden Sie Ihre Karte sofort an:
Heriot-Company, Prämien-Abteilung,
Friedenau W. 10. 17

Oetker's Vanillin Zucker

ist das beste und billigste Gewürz für Kuchen, Puddings und alle Süßspeisen.

Fahrräder von M. 52 an! **Militaria-Zollerräder** Ia. Das Beste der Neuzeit. Hart-Stahlröhre primafabrikate. 20 Jhr. i. Dienst d. Armee- d. Post-, Eisenb.- u. Zollbeamt. erprobt.

Neueste Singer-Nähmaschine Krone!



Konkurrenzlos. Die hocharm Singer-Nähmaschine Krone I verrieg. zugl. jede Naht, d. Genähte kann nicht aufgehen. Nähmaschinen- und Fahrrad **Grossfirma M. Jacobsohn,** Berlin N 24, Linienstr. 126. Seit 30 Jahr. Lieferant v. Post-, preuss. Staats- u. Reichseisenbahn-Beamt.-Vereinen, Lehrer-, Militär- u. Kriegerverein., versend. d. hocharm. Singer-Nähmaschine Krone II mit hygien. Fussruhe für alle Arten Schneiderei, 40, 45, 48, 50 M. 4wöchige Probezeit. 5 Jahre Garantie. Jubil.-Katalog gratis. Leser dieser Zeitung gleiche Vorzugspreise und Rabatt. **Jede Maschine stickt und stopft. Unterricht gratis.**

Unfehlbare Logik

Wenn man ein empfindliches Nahrungsmittel längere Zeit der Luft, dem Staub und allen möglichen Gerüchen aussetzt, so wird es selbstverständlich weniger gut sein als dasjenige, das man in einem geschlossenen Gefäß aufbewahrt. Dasselbe können wir in verstärktem Maße auf Cacao übertragen. Vergleichen Sie einmal Van Houtens Cacao, der nur in fest verschlossenen, etikettierten Blechbüchsen auf den Markt kommt, mit losem Cacao, wie er oft angeboten wird und dessen Alter und Herkunft man meistens nicht kennt, so werden Sie sich der Wahrheit nicht verschließen können, daß Sie bei Van Houtens Cacao eine viel größere Gewähr haben für eine wirklich gute Qualität. Der Name Van Houten bürgt für edles und reines Produkt. Für die Feinschmecker in allen Weltteilen bedeutet guter Cacao immer Van Houtens Cacao. Machen Sie einmal einen Versuch, gerade mit dieser Marke, und Sie werden das nahrhafte Getränk täglich verlangen.

Anerkannt sehr leistungsfähig ist die Weltfirma

Gebrüder Rauh

Gräfrath bei Solingen

Stahlwarenfabrik und Versandhaus I. Ranges.

Versand direkt an Private.

Nachstehende Waren versenden wir **30 Tage zur Probe.**

Neu! **Vexier- oder Sicherheits-Portemonnaie „Hansa"** Neu!

Abbildung in natürl. Grösse



Geräumig und ausserordentlich solide.

Fest und sicher verschlossen. Kann nur von Eingeweihten geöffnet werden.

Echtes schwarzes Seehundleder, fein vernickelter Aussen- und Innenbügel, echtes, starkes Lederfutter, 3 Fächer.

No. 9640 Preis per Stück nur **Mk. 1.40**

2 Buchstaben oder 1 Monogramm in Golddruck in das Leder eingepresst kosten 10 Pf., der ganze Name 20 Pf.

Ausführliche Gebrauchsanweisung wird jedem Stück beigefügt.



No. 582½ Damen-Schere

aus bestem Stahl, tadellos schneidend, fein vernickelt und vergoldet, 15½ cm lang,

per Stück **nur Mk. 1.10.**

Versand unter Nachnahme oder gegen Vorauszahlung des Betrages.

Garantie-Schein: Nicht gefallende Waren tauschen wir bereitwilligst um oder zahlen den Betrag zurück.

Umsonst u. portofrei versenden wir **auf Wunsch** an jedermann unseren neuesten illustrierten

Pracht-Katalog,

welcher ca. **10 000 Gegenstände** aller Warengattungen in grösster Auswahl enthält.

Warenlager im Werte von ca. ½ Million M.

Der Weltruf unserer Firma bürgt dafür, dass nur elegante, gediegene u. preiswürdige Ware zum Versand kommt.

Tausende Anerkennungsschreiben loben die Güte und Qualität unserer Waren.

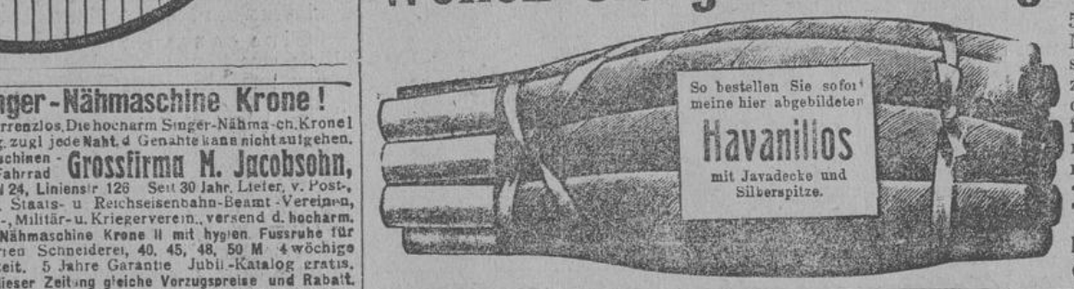
Wir bitten genau auf unsere Firma und Fabrikmarke zu achten.



Eingetragene Fabrik Marke

Bei Sammel-Aufträgen Extra-Vergünstigungen. 81

Wollen Sie gut und billig rauchen?



500 Stück dieser beliebten Marke nebst 40 Stück verschiedene gute Probezigarren übersende trotz des neuen Tabakgesetzes für den billigen Preis von nur **7.60 M.** Billiger kann niemand liefern. 90

P. POKORA,
Zigarrenfabrik,
Neustadt, Westpr., 23 B.
Gegr. 1888. Ca. 200 Arbeit.

Miet-Pianos

in grosser Auswahl, günstige Bedingungen bei späterem Kaufe

Rud. Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Vereins- und Hausfahnen

sowie sämtliche 422

Vereinsartikel

W. Roloff, Hattingen.

Rosfleisch

mit Brut vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist** Patentamtl. geschützt. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasiten. Wichtig für Schulkinder. Tausende v. Anerkennungen. Flasche 50 Pf. In Drogerien und Apotheken.

Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf die Bezeichnung **Goldgeist** W. Z. 75198.

Verfandstelle

soll in jedem Bezirk errichtet werden. Nur strebsame Leute, gleich welchen Berufes, wollen sich melden. Einkommen monatlich M. 400. Berufsaufgabe, Kapital u. Laden nicht nötig.
Deutsche Spezialität.-Industrie Köln-Rhein 130. 3285

Tüchtige ältere Dreher gesucht. 3305

Stahl- und Eisenwerk Dahlhausen Aktiengesellschaft, Dahlhausen-Ruhr.

Makulaturpapier

vorrätig in der Geschäftsstelle.

Zu der am **1. Juni** stattfindenden

Prämien-Ziehung

der in der Serie bereits gezogenen 4 % **Badischen 100 Taler-Lose v. 1867** habe ich einige Stücke preiswert zu verkaufen. **Haupttreffer: Mk. 300 000, 48 000, 18 000, 4800 etc. Jede Nummer muß mit mindestens M. 300,— gezogen werden.** Auf Anfrage erfolgt gerne Uebersendung des vollst. Ziehungsplanes.
Jakob Reiss junior,
Mainz. 3218

Gesucht tüchtige

Gußputzer

für dauernde Beschäftigung.
Aktiengesellschaft für Hüttenbetrieb,
Abt. Gießerei, 3330
Duisburg-Meiderich.

Herr oder Dame,

die sich als Vertreter einer großen u. ersten **Wäsche-, Blusen-, Roben- und Korsettfabrik** ein hohes Einkommen schaffen wollen und sich zum Verkauf an Private eignen, wollen ihre Adresse abgeben an die: **Rhein.-Westfälische Wäsche-Industrie, Dortmund.** 3247

Gesucht tüchtige 3321

Sandformer

für dauernde Beschäftigung.
Akt.-Ges. für Hüttenbetrieb,
Abt. Gießerei,
Duisburg-Meiderich.

MAGGI's Würze



ist Jedermanns Nutzen

Gebr. Küchenschrank

billig zu verkaufen. 3311
Hattingen, Gr. Weilstraße 12

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794

Barmen,
Neuerweg 38—42.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak. 1 Tabakspfeife umsonst zu 5 Pfd. meines berühmten Försterstabak für M. 4.25 fko. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. nur M. 5.— frk. 5 Pfd. Jagd-Kanasterm. Pfeife M. 4.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. fko. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeben, ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
— Fabrik. Weltruf!

HAUSPUTZ
am schönsten mit
LUHNS
Wasch-Extrakt

Ich beschaffe
rasch und verschwiegen
Käufer u. Teilhaber

Stets vorgemerkt über 300 kapitalkräftige Reflektanten für Geschäfte, Fabriken, Güter, Gewerbe, Grundstücke jeder Art. Abschlüsse schon innerhalb 8 Tagen erzielt. Meine Bedingungen sind die denkbar besten. Verlangen Sie kostenfreien Besuch zwecks Aussprache.

E. Kommen Nachf.
Köln a. Rh., Kreuzgasse 9
auch Dresden, Leipzig, Hannover.

Überzeugen Sie sich, daß die Deutschland-Fahrräder



in der Qualität die besten, dabei Preis außerordentlich billig sind. Verlangen Sie gefl. kostenfrei über 400 Seiten starke illustrierte Preisliste über Fahrräder, Nähmaschinen, Waffen, Uhren, Musikwerke und Goldwaren etc. von
August Stukenbrok, Einbeck.
Grösstes Fahrradhaus Deutschlands.

Zweites Blatt zu Nr. 20.

Menschenfresser in Kamerun.

Die Straf-Expedition, die vor einiger Zeit von Süd-Kamerun gegen den Stamm der Süd Maka ausgeschickt worden ist, hat sehr interessante Beobachtungen gemacht, die jetzt bekannt werden. Bei den Maka ist heute die Menschenfresserei noch vollständig im Schwange. Das Menschenfleisch bildet sogar ihre Hauptnahrung, und zum Unterschiede von anderen Stämmen verschonen sie auch ihre eigenen Toten nicht, sondern verzehren sie ohne Scheu. Von anderen Stämmen werden Personen eingekauft, in Sklaverei gehalten, gemästet und hierauf — nicht etwa unter besonderen Zeremonien — geschlachtet und verspeist. Nur den wohlhabenden Mitgliedern bietet sich immer die Möglichkeit, über frisches Menschenfleisch zu verfügen, die ärmeren müssen sich damit begnügen, das Fleisch erschlagener Feinde zu verwenden. Der Person, die genügend Fett angesetzt hat, um zum Schlachten reif zu sein, wird an dem Tage, an dem sie fällig ist, verkündet, daß sie jetzt sterben müsse. Der Betreffende wird nun gleich einem Stück Vieh gefesselt, aus seinem Gewahrsam geschleppt und ohne viel Umstände zu einem Schlachtbock geführt, wo er durch einen Beilschlag in den Nacken getötet wird. Vorzugsweise werden als besondere Delikatesse das Hirn und die Augen genossen; die fetten Fleischteile röstet man am offenen Feuer. Die „minder schmackhaften" Partien unterzieht man einer Art Räucherprozeß.

Die Gebräuche bei den Makas sind erklärlich durch den Umstand, daß ihr Land an Fleisch äußerst arm ist und sich weder Wild noch Fische vorfinden. Aus diesem Grunde kam die Anthropophagie bei ihnen, nachdem sie vor etwa 20 Jahren stark im Abnehmen begriffen war, wieder in Blüte. Die Straf-Expedition, die gegen den Stamm ins Werk gesetzt wurde, hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Jeder Fall von Menschenfresserei, der zur Kenntnis der Kolonialbehörden gelangt, wird mit dem Tode bestraft.

Warum mußte Frankreich 5 Milliarden Kriegskosten zahlen?

Ein Aufsatz im „Reichsbote" gibt auf diese Frage Auskunft. Die interessanten Ausführungen haben Anspruch auf weiteste Verbreitung; wir bringen sie daher ungekürzt.

Das Wort „Milliarde" hörten wohl die meisten unter uns, soweit sie nicht gerade zu finanziellen Kreisen Beziehungen hatten, damals (beim Friedensschluß. . R.) zum ersten Mal, ja, wir wußten zunächst uns gar keine gebräuchliche Zahl darunter vorzustellen, bis man uns belehrte, das seien 5000 Millionen Franken oder 4000 Millionen Mark! Klüger aber waren wir durch diese Aufklärung eigentlich auch nicht geworden, sofern man sich unter einer solchen Summe im Grunde auch nichts Rechtes vorstellen kann. Nur so viel wußten wir: es muß eine ganz ungeheure, ins Fabelhafte sich verlierende Summe sein: 4000 Millionen Mark! Wie unsere Kriegsfinanzleute gerade auf diese Summe verfallen waren, darüber zerbrach man sich nicht den Kopf. Wohl ausnahmslos war man der Meinung, das sei ein nett abgerundetes Sümmchen, nicht zu niedrig, denn auch uns hatte der Krieg mehrere Wunden geschlagen, und Frankreich war ja ein reiches Land, aber auch gerade hoch genug, um den lieben Nachbarn auf absehbare Zeit die Lust, mit uns wieder anzubinden, zu vertreiben.

Allein, das war ein großer Irrtum; diese Summe beruhte vielmehr, wie aus den „Annalen des Norddeutschen Bundes" (1870) hervorging, auf sehr sorgfältigen Berechnungen. Es kamen dabei folgende vier Gruppen in Betracht. Die erste umfaßt die Kosten der Kriegführung überhaupt: Mobilmachung, Ausrüstung und Transporte der Truppen, Armierungen der Festungen usw.: 100 Millionen Franken; Anschaffung von Pferden: 110 Millionen; für Gehälter, Löhnungen und Verpflegung der Truppen wurden pro Mann und Monat (auf sechs Monate) durchschnittlich 40 Taler (120 Mk. gleich 150 Franken), Summa also 900 Millionen, festgesetzt. Für Abnutzung von Waffen, Geschützen, Verbrauch von Munition usw. wurden 70 Millionen berechnet; dazu kam ferner die damals noch recht bescheidene Marine und die Verteidigung der Küsten, wofür 25 Millionen in Rechnung gesetzt wurden. Weiter wurde der Transport und die Verpflegung französischer Kriegsgefangener in Deutschland in Rechnung gesetzt. Nach den „Annalen" nahm man deren „nur" 100 000 Mann an; in Wahrheit waren es (besonders nach der Kapitulation von Metz und Paris usw.) etwa 373 000; für den Mann berechnete man 20 Taler (60 M. gleich 75 Fr.), was also 45 Millionen ergibt. Sonach bezifferten sich die Kosten in der ersten Gruppe (Kriegsführung überhaupt) auf 1250 Millionen oder 1¼ Milliarde Franken.

Die zweite Gruppe umfaßte die Kostenberechnung für die unmittelbaren Verluste. Diese bestanden in erster Linie in dem Verlust der Arbeitskraft von rund 700 000 kräftigen Männern, die im Felde standen und deren Arbeitsverdienst dem Vaterlande verloren ging; letztere auf nur 200 Taler (600 M. = 750 Franken) jährlich berechnet, ergibt die respektable Summe von 250 Millionen; dazu kommt der Verlust von 10 000 Männern an Toten und Ganzinvaliden — in Wahrheit war deren Zahl bedeutend größer — der mit 190 Millionen, entsprechend einer Arbeitskraft von 2 Millionen Talern (6 Millionen Mark) bei 4 Prozent Verzinsung. Für Pensionen von Invaliden, Witwen und an Erziehungskosten für Kinder Gefallener usw. setzte man gleichfalls 190 Mill. in Rechnung. Einen gewaltigen Posten machte die Entschädigung für die durch die Franzosen beschädigten deutschen Städte aus, wobei vor allem Saarbrücken (Angriff und Inbrandschießung bei Beginn des Feldzuges) und Kehl (Verteidigung bei Beschießung Straßburgs) in Frage kamen: hierfür wurden 500 Millionen festgesetzt. Für Entschädigung der durch unsere Truppen besetzten deutschen Landesteile (Rheinpreußen, bayerische Rheinpfalz, Baden), sowie für die Beschädigung des Privateigentums in deutschen Grenzfestungen, die sich nicht vermeiden ließ, wurden 40 Millionen gefordert. Endlich hatten die Franzosen gleich am Anfang des Feldzuges etwa 70 000 in ihrem Lande ansässige und fleißig ihrem Berufe nachgehende Deutsche in brutaler Weise ausgewiesen und um ihr Brot gebracht; das wurde mit 50 Millionen gesühnt. Das ergibt also in der zweiten Gruppe (unmittelbare Verluste) das stattliche Sümmchen von 1230 Mill. Franken (fast wieder 1¼ Millarde!).

Die dritte Gruppe in der Kostenberechnung stellt die mittelbaren Verluste zusammen, die mit der Einbuße der Verkehrsanstalten (Eisenbahnen, Straßen ꝛc.) für Beschädigung des Nationaleigentums, Entwertung des Nationalvermögens ꝛc. mit 2250 Mill. (2¼ Milliarde) verbucht wurden. Den letzten Posten der Rechnung bildete d. Kriegsentschädigung für die zurückeroberten Länder Elsaß-Lothringen, besonders für Straßburg, mit 200 Mill. Zählt man die einzelnen Posten zusammen, so ergibt sich eine Summe von 4930 Mill. Franken, die auf 5000 Millionen (5 Millarden) abgerundet wurde. Dazu kamen freilich noch ganz erkleckliche Pöstchen, z. B. 260 Millionen örtliche Schätzungen, darunter allein Paris nach der Kapitulation 200 Millionen, ferner 301 400 000 Fr. Zinsen. sodaß die Gesamtsumme der Kriegskosten, die Frankreich ratenweise zu zahlen hatte, sich auf weit über 5¾ Millarden Franken (4459 Mill. M.) belief. Zu deren Bezahlung hatte Frankreich 3 Jahre Zeit (bis 1874); währenddem blieben französische Gebietsteile von deutschen Truppen besetzt. Aber nun zeigte es sich, über welche unerschöpfliche Hilfsquellen dieses reiche Land verfügt.

Bereits Ende Juni 1871 legte der erste Präsident der französischen Republik Thiers eine Anleihe von 2½ Milliarde Fr. auf, womit sofort fast die Hälfte der Kriegskosten bezahlt und ein großer Teil des besetzten Gebietes frei wurde, sodaß im Frühjahre 1872 nur noch drei östliche Provinzen okkupiert waren. Und nun geschah das Unerhörte: schon im Juli 1872 wurde eine neue Anleihe von 3 Milliarden aufgelegt, die nicht weniger als vierzehnmal überzeichnet wurde, und bereits im September 1873, also fast ein ganzes Jahr vor dem Endtermine, hatte Frankreich seine ungeheure Kriegsschuld beglichen! Alles in allem mag der Krieg jenem Lande über 9 Milliarden gekostet haben.

Ueber die Verwendung der 5 Millarden dürften folgende Angaben interessieren: 516 Mill. wurden dem Invalidenfonds übergeben; 216 Mill. auf den Umbau der Festungen, 172 Mill. auf den Ausbau der Reichseisenbahnen verwendet, 12 Millionen wurden als „Dota-

Die Perücke.

Humoreske von Adolf Stark.

(Nachdruck verboten.)

„Kurz und gut, er muß aus dem Hause, und noch heut."

Mit diesem Satz schloß Frau Barbara eine Predigt, die sie ihrem Gatten, dem Barbier Balthasar Unterstein, gehalten hatte, und diese Predigt war weder kurz noch gut gewesen. Das arme Opfer, welches Frau Barbaras Zorn erregt hatte, war kein anderer als ihr Gehilfe, der junge, muntere Leopold, der vor drei Jahren auf der Wanderschaft in die kleine Residenz gekommen war, zu voraussichtlich nur kurzem Aufenthalt, denn er war schon fünf Jahre von Hause fort, hatte lange Zeit in Paris in den ersten Werkstätten gearbeitet und gedachte sich in seiner Heimat am Ufer der blauen Donau niederzulassen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Aus den wenigen Wochen, die er anfangs zu bleiben gedachte, waren Jahre geworden, und er glaubte, ja er hoffte sogar, sein ganzes Leben hindurch hierbleiben zu können. Dieses Wunder hatten ein Paar blaue Augen fertiggebracht, die unter einem blonden Scheitel nicht minder lustig und schelmisch in die Welt blickten, wie die braunen Augen des Wieners. Und zu diesen Augen und dem Blondhaar gehörte noch ein reizendes Figürchen, wie es keine zweite im Städtchen hatte. Selbstverständlich fehlte es unter solchen Umständen dem Meisterstöchterlein — denn der blauäugige Blondkopf war Balthasar Untersteins einzige Tochter Anna — nicht an Freiern. Sogar ein Goldschmied war darunter und ein Ratsschreiber, der Aussicht hatte, dereinst wohl gar Ratsherr zu werden. Aber die beiden waren keine gefährlichen Konkurrenten, nicht nur deshalb, weil Aennchen keinen Respekt hatte vor Reichtum und Würde, sondern weil ihr Vater selbst von solchen Bewerbern nichts wissen wollte. Meister Unterstein war stolz auf sein Handwerk und hatte immer wieder versichert, daß seine Anna keinen andern heiraten dürfe, als einen Zunftgenossen, der dereinst in Ehren das Geschäft weiterführen sollte, das schon Untersteins Vater und Großvater betrieben hatten. In dieser Beziehung war der Meister unbeugsam, und selbst Frau Barbara wagte kein Wort des Einspruchs, trotzdem sie sonst das Kommando im Hause führte und ihr Ehegemahl sich willig unter ihren Pantoffel beugte.

So hing den beiden jungen Leuten der Himmel voller Geigen, und als Vorschuß auf die künftige Brautzeit pflückte Leopold manchen Kuß von den roten Lippen Aennchens, arbeitete dabei während des Tages fleißig im Geschäft, dessen Leitung ihm Meister Unterstein nach und nach ganz überließ, und schuf abends in seinem Kämmerlein beim trüben Lichte des Oellämpchens heimlich ein Kunstwerk, von dessen Existenz außer ihm selbst nur Aennchen wußte. Eine Allongeperücke war es, von kühnem und stolzem Bau, sorgfältig und liebevoll gearbeitet, aus dem feinsten Material, dessen Anschaffung die Ersparnisse der Wanderschaft verschlungen hatte. Aber weder Geld noch Mühe reuten den jungen Mann. Er freute sich selbst über sein Werk, das so wohlgelungen war, wie nur je irgend ein Erzeugnis der Pariser Perückenkünstler. Leopold malte sich gern in Gedanken aus, wie es wohl sein würde, wenn der alte Erbais hereinträte und seine Arbeit sähe. Er hatte ihn noch gekannt, den berühmten Erfinder der Perücke, und in seiner Werkstatt zu Paris gearbeitet, ja, er war sogar der Liebling des Alten gewesen, der für die exakte und peinlich genaue Arbeit des jungen Deutschen manches Wort der Anerkennung gehabt hatte. Nun, diesmal würde der alte Meister mit dem Schüler sicher zufrieden sein, wenn er vom Himmel herab auf die nächtliche Arbeit in der Dachkammer sehen könnte.

Da plötzlich zogen ganz unerwartet dunkle Wolken auf dem Liebeshimmel der jungen Leute herauf. Ein weltgeschichtliches Ereignis war es, welches das Lebens- und Liebesglück des jungen Paares zu zerstören drohte. Das heilige römisch-deutsche Reich sollte wieder einmal einen neuen Kaiser bekommen, und in Frankfurt rüstete man sich zur Krönung. Nun aber war die römische Majestät dem Landesherrn günstig gesinnt und hatte Serenissimus zugesagt, auf seiner Krönungsfahrt drei Tage in der Residenz verweilen zu wollen. Kein Wunder, daß zum Empfang dieses hohen Besuches fieberhaft gearbeitet wurde. Und da in jenen Tagen als das erste und unerläßigste Attribut eines Herrschers eine Allongeperücke galt, deren Locken majestätisch bis auf die Schulter herabwallten, so hatte Serenissimus sich eigens aus Paris einen „Paruquier" kommen lassen, denn auf Meister Untersteins submissseste Eingabe, daß auch sein Gehilfe Leopold Pfisterer imstande sei, Perücken nach französischer Mode zu erzeugen, hatten die Herren am Hofe nur ein mitleidiges Achselzucken. So lebte seit mehreren Wochen Monsieur Le Maitre in dulci jubilo auf dem Schlosse, ließ sich als Künstler feiern, aß und trank nach Herzenslust, arbeitete wenig und machte umso eifriger in seinen vielen Mußestunden Aennchen den Hof, deren Jugendfrische und Schönheit es dem welschen Frauenkenner angetan hatte. Tochter und Vater wollten zwar nicht viel von dem französischen Windbeutel wissen, aber Mutter Barbara war ganz geblendet von dem Wesen und der Suade des Hofparuquiers, wie er sich nennen ließ, und in ihr setzte sich allmählich der Gedanke fest, daß nur dieser und kein anderer ihr Schwiegersohn werden dürfe. Vergebens wehrte sich Meister Balthasar. — Anna wurde gar nicht gefragt. Frau Barbara schlug jeden Widerstand ihres Gatten mit der Bemerkung aus dem Felde, daß sie sich ohnedies seinem Willen füge. Aber wenn ihr künftiger Schwiegersohn schon ein Zunftsgenosse ihres Mannes sein müsse, so solle er doch wenigstens ein Mann von Lebensart, von einer gewissen Würde und zudem ein Künstler in seinem Fache sein. Und das sei der Monsieur Le Maitre. Da aber Frau Barbara nicht dumm war, und mit Recht in der Person ihres Gehilfen Leopold das schwerwiegendste Hindernis für die Verwirklichung ihrer Pläne sah, so war die Folge, daß trotz aller Tränen Aennchens und aller heimlichen Flüche Meister Balthasars der Wiener sein Nänzel packen mußte. Und das gerade am Vorabend des Einzugs der römischen Majestät, wo schon die ganze Stadt im Vorgefühl des morgigen Festes schwelgte.

Die Dämmerung sank schon herab, als plötzlich der edle Herr von Zumpeldtz, der Hofmarschall von Serenissimus, in einer Hast, die seiner Würde ganz unangemessen war, in den Laden Meister Untersteins stürzte und sich ermattet auf einen Stuhl sinken ließ, mit dem Seidentüchlein sich die Schweißtropfen von der Stirn trocknend.

„Mon dieu, quelle affaire! Lassen Sie mich nur ein wenig verschnaufen, liebster Meister. Ich komme zu Ihnen um Hilfe. Es gilt einen Skandal zu vermeiden, einen unerhörten Skandal. Dieser windige Franzose! Quelle betise! Seit Wochen führt er uns an der Nase herum und heut, am letzten Termin, macht er erst das Geständnis, daß er mit der Staatsperücke für Seine Hochfürstliche Durchlaucht nicht zustande kommt. Was sollen wir tun? Durchlaucht kann doch unmöglich in seiner alten und abgetragenen Perücke vor Sr. römischen Majestät erscheinen. Wir sind blamiert, ganz Europa wird von uns sprechen, an allen Höfen wird man uns auslachen. Sie müssen uns helfen, bester Meister. Mein Dank, Serenissimus' Gnade ist Ihnen sicher."

Meister Unterstein lachte grimmig auf. „Helfen, natürlich, dazu sind wir dummen Deutschen gut genug. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Als ich mich erbot, für Serenissimus die Perücke in meiner Werkstatt anzufertigen, da wurde ich nur ausgelacht. Jetzt ist es zu spät!"

In diesem Augenblick trat Leopold in den Laden. Die Nachricht von der Unzuverlässigkeit des Franzosen, der natürlich sofort vom Hofe gejagt worden war, ließ seinen Mut neu erstehen. Und vielleicht — — Er dachte an sein Meisterwerk.

Eine Stunde später stand er oben auf dem Schlosse vor Serenissimus, der vor einem großen Spiegel das Werk Leopolds probierte. Die Perücke saß tadellos, und einstimmig erklärten alle, daß ein solches Meisterwerk in Paris nicht besser gemacht werden könnte. Und als sogar in den nächsten Tagen Se. römische Majestät, geblendet von dem Glanz der Perücke, einige anerkennende Worte über den Kopfschmuck von Serenissimus fallen ließ, war das Glück des jungen Mannes gemacht. Frau Barbara aber spricht mit berechtigtem Stolz von ihrem Schwiegersohn, dem Hofparuquier, der das alte Geschäft der Untersteins veredelt und zu ungeahnter Blüte gebracht hat.

Napoleon 1. auf dem Sterbelager.

Am 5. Mai kehrt Napoleon 1. Todestag zum 90. Male wieder. Etwa acht Tage vor seinem Ende diktierte der schwerkranke Kaiser dem Grafen Montholon folgende Zeilen in die Feder, die dieser nach seinem Ableben an Sir Hudson Lowe, den Gouverneur von St. Helena, schreiben sollte: „Herr Gouverneur, Kaiser Napoleon ist am . . . infolge einer langen, schweren Krankheit gestorben. Ich habe die Ehre, Sie davon in Kenntnis zu setzen. Er hat mich ermächtigt, Ihnen, wenn Sie es wünschen,, seine letzten Wünsche mitzuteilen. Ich bitte Sie, mich wissen zu lassen, welcher Art die von Ihrer Regierung vorgeschriebenen Dispositionen für die Ueberführung des Leichnams nach Europa und diejenigen sind, die sich auf die Personen seines Gefolges beziehen". Am Abend des 2. Mai 1821 versuchte der Gefangene von St. Helena seinem Kammerdiener Marchand noch einige testamentarische Bestimmungen zugunsten seines Sohnes und der Prinzessin Pauline in die Feder zu diktieren, aber jetzt versagten ihm schon die Worte; es war, als ob er sich im Halbdunkel des erlöschenden Lebens mit seinen Gedanken nicht mehr zurechtfinden könnte. In der Nacht vom 2. bis 3. Mai erhob er sich plötzlich mit krampfhaften Zuckungen von seinem Lager, um aus dem Bett zu springen; das in seinem Innern brennende Feuer war ihm zur unerträglichen Qual geworden. Nur mit Mühe vermochte Montholon ihn in die liegende Stellung zurückzudrücken. Der folgende Tag und die folgende Nacht verliefen ziemlich ruhig; in der Nacht zum 5. Mai trat jedoch eine Krisis ein, in der Napoleon mit so unwiderstehlicher Wucht aus dem Bette sprang, daß er den General, der ihn daran zu hindern suchte, mit sich auf den Fußboden niederriß. Mit dieser letzten außerordentlichen Anstrengung aber hatte sich die Lebenskraft des Sterbenden erschöpft, wenige Stunden später begann schon das Todesröcheln, und von jenem Augenblick an war nach den Beobachtungen Montholons von einem Todeskampf nichts mehr zu spüren. Ruhig lag er auf dem Rücken da, mit der rechten Hand außerhalb des Bettes, ohne irgend welche Schmerzen zu verraten, mit dem Ausdruck tiefen Nachdenkens, die Lippen zusammengepreßt. Zehn Minuten vor 6 Uhr abends am 5. Mai 1821 kam in Frieden das Ende für den, der die Welt mit Waffenlärm und dem Ruhm seines Namens erfüllt hatte. Während Napoleon im Sterben lag, brauste ein gewaltiger Sturm über die einsame Ozeaninsel hin, als ob die entfesselten Elemente ihm den Sterbegesang singen wollten.

Der kurierte Selbstmordkandidat.

In Liegnitz warf sich ein junger Mann mit dem Ruf „Ich will sterben!" vor einen heranbrausenden Straßenbahnwagen. Der Führer brachte den Wagen jedoch noch zum Stehn, sprang ab, riß den Lebensmüden empor und versetzte ihm mehrere schallende Ohrfeigen. Während der kurierte Selbstmordkandidat unter dem Gelächter der Augenzeugen davonlief, bestieg der resolute Führer wieder seinen Stand und fuhr weiter.

lionen" den verdienstvollsten Heerführern, 12 Mill. als Unterstützung den Landwehrleuten gewidmet, 24 Mill. bildeten den Fonds für den Bau des Reichstagsgebäudes, 120 Mill. wurden als „Reichskriegsschatz" zur Deckung der ersten Kosten eines etwa ausbrechenden Krieges reserviert, die in gemünztem Golde (10 und 20 Markstücke) in 1200 Kisten a 10 Beutel mit a 10 000 Mark enthaltend, im Juliusturm zu Spandau aufbewahrt werden usw. Erwägt man nun, daß in der Kalkulation, die der Berechnung der Kriegskosten zugrunde gelegt wurde, vielfach nach Lage der Sache viel zu niedrige Zahlen angenommen wurden (z. B.: nicht 100 000, sondern 372 000 Kriegsgefangene waren in Deutschland zu verpflegen, nicht der Verlust der Arbeitskraft von 700 000, sondern von 1 114 000 im Kriege verwendeten Männern war zu buchen, während überhaupt 1 452 000 Deutsche unter den Waffen standen, nicht 10 000 Tote und Ganzinvaliden hatten wir zu beklagen, sondern rund 40 000 Tote bei einem Gesamtverlust von 123 000 Mann usw.); erwägt man das alles, sowie, daß die Kalulation aus dem ersten Stadium des Krieges stammt, so wird man zugeben müssen, daß die Kriegskostenentschädigung (5 Milliarden) eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist. Immerhin ist sie hoch genug, um Moltkes Wort, daß zum Kriegführen Geld und wieder Geld und noch einmal Geld gehört, voll berechtigt und die Verantwortlichkeit derer, die leichten Herzens einen Krieg heraufbeschwören, in ihrer ganzen Schwere erscheinen zu lassen, ganz zu schweigen von den unermeßlichen moralischen und ideellen Schädigungen, die jeder Krieg im Gefolge hat.

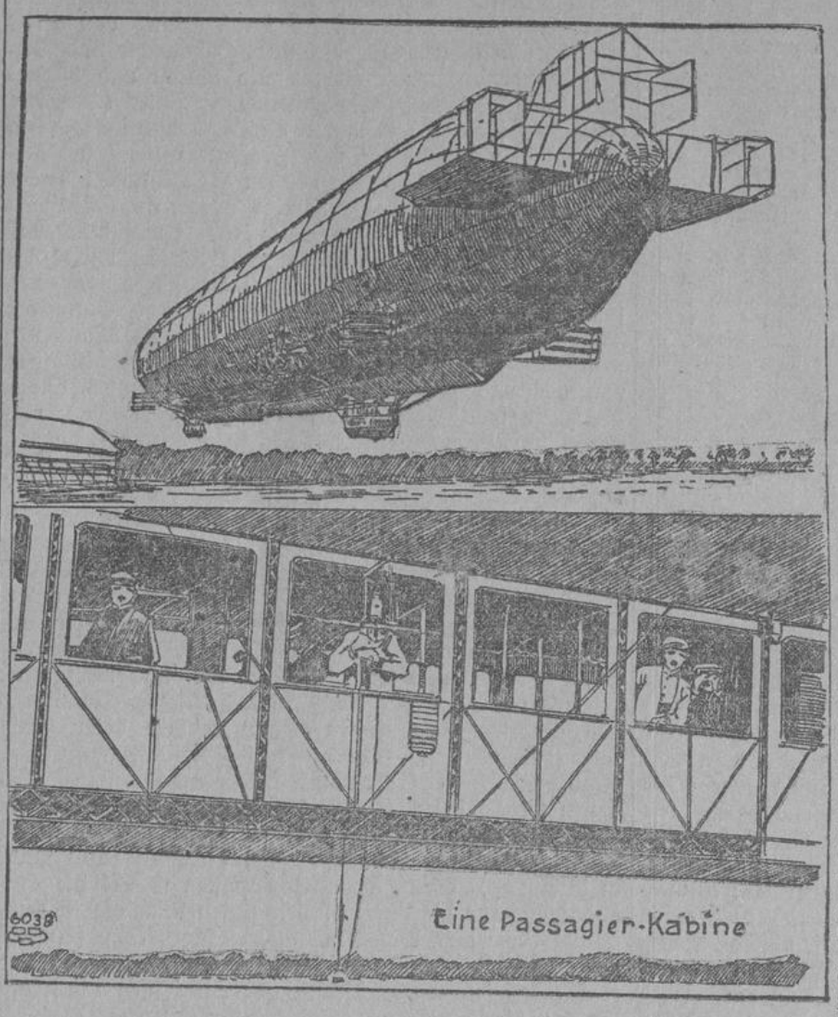
Bilder aus russischen Gefängnissen

zeichnet die russische Revolutionärin Vera Figner in einem Aufsatz der Revue, der eine düstere Anklage gegen das gegenwärtige Sträflingswesen in Rußland bildet. Das Wort von der Ueberfüllung der russischen Gefängnisse ist in den letzten Jahren so oft gebraucht worden, daß man darüber hinwegliest, ohne sich eine Vorstellung von dem Jammer zu machen, der sich hinter diesen wenigen Buchstaben verbirgt. Denn das Wort ist hier keine rhetorische Floskel, es bezeichnet einen wirklich bestehenden furchtbaren Zustand, der sich auch objektiv mit Zahlen beweisen läßt. Die russischen Strafanstalten können insgesamt 104 000 Insassen aufnehmen. Erst kürzlich aber hat der Justizminister in der Duma genauere Angaben über die Zahl der Sträflinge und Gefängnisinsassen gemacht. Im Jahre 1904 zählte man 91 720 Sträflinge, im Jahre 1909 war die Zahl bereits auf 181 241 angewachsen und für das Jahr 1910 nahm man 200 000 als der Wirklichkeit entsprechend an. Und diese Zustände erstrecken sich nicht etwa nur auf die Untersuchungsgefängnisse, sie sind auch in den Strafanstalten zur furchtbaren unerschütterlichen Regel geworden. In Gorno Zerentui z B ,ist die Anstalt so überfüllt, daß die 300 zur Strafarbeit verurteilten politischen Gefangenen im Schlafen abwechseln müssen. Die erste Gruppe schläft von 8 Uhr abends bis 2 Uhr früh, die zweite von 2 bis 8 Uhr früh. In Alexandrowsk reichen die Pritschen nicht aus, und die Gefangenen schlafen auf nackten Tischen, und in Akatui hat man den Sträflingen seit dem Herbst 1909 die Bettwäsche entzogen und in Räumen, die für 14 Insassen berechnet waren ,sind jetzt ständig 37 untergebracht. Das sind keineswegs Ausnahmefälle, sondern absolut typische Beispiele für die Zustände in allen russischen Strafanstalten. In Algatschi, wo 600 Sträflinge, darunter 200 politische „Verbrecher" untergebracht sind, schlafen in den Räumen, die für 25 Sträflinge berechnet waren, 65 Menschen. Wenn die Nacht kommt ,legt man sich hin, wo man gerade Platz findet; wer auf den Pritschen kein Unterkommen mehr findet, kriecht unter sie, ja selbst auf dem Steinfußboden verbringt man die Nacht. Es gibt keine Kissen, keine Decken, keine Tücher, am Morgen steht man schmutzig auf, kann keine Wäsche wechseln, denn man hat nur einen Sträflingsanzug, der nur einmal in der Woche gewaschen werden darf, und zwar ohne Seife, weil die Verwaltung einen solchen Luxus nicht gestattet. Nur einmal im Monat werden die Sträflinge zum Baden geführt und in dem engen Raume, wo 10—12 Personen Platz haben, pferchen sich dann 50 Menschen zusammen. Aber noch furchtbarer, als diese Unmöglichkeit, sich wenigstens sauber zu erhalten, noch schlimmer, als dies Fehlen eines Winkels, wo man wenigstens in der Nacht seine Glieder ausstrecken kann, sind die Hungerqualen, die der russische Gefangene erdulden muß. Es gibt gegenwärtig nicht ein Gefängnis, in dem die Sträflinge nicht an chronischer Hungersnot leiden. Das Fasten ist überall Gesetz. Dabei ist die Nahrung, die verabreicht wird, von einer Qualität, die jeder Beschreibung spottet. Unter solchen Umständen ist es natürlich kein Wunder, daß in allen Strafanstalten des russischen Reiches Krankheiten epidemisch sind. Die unglücklichen Gefangenen, die in überfüllten Räumen in der grauenvollsten Atmosphäre leben, und sich niemals satt essen können, sind die Beute aller Arten von Leiden. Die Sterbeziffer der Gefangenen ist enorm. In den meisten Anstalten herrscht Typhus, in Sibirien fordert der Skorbut und die Schwindsucht ungezählte Opfer. Orel und Wladimir sind bekannt als Stätten der Schwindsucht, und das Butirkigefängnis in Moskau ist ein berüchtigter Ansteckungsherd für Syphilis. Die Uebertragung der Krankheit vollzieht sich durch die Wäsche, die nur unvollkommen gereinigt und vor der Auslieferung nicht desinfiziert wird. Einige Zahlen mögen das illustrieren: in Algatschi werden bei einem Gefangenenbestand von 600 Köpfen alljährlich im Winter 60 Gräber ausgehoben, und in dem Hauptgefängnis von Wladimir verzeichnete man im Jahre 1910 nur in der Zeit vom Januar bis zum August auf 950 Sträflinge 43 Todesfälle. Es ist kein Zufall, daß die russische Gefängnischronik so viele Selbstmorde zu verzeichnen hat. Sie bilden für die Gefangenen die einzige Rettung und zugleich das einzige, wenn auch wirkungslose Mittel um gegen die grausame Behandlung zu protestieren, die das Gefängnispersonal ihnen angedeihen läßt. Ein fehlender Knopf am Kittel, eine zerbrochene Nähnadel genügen, um die strengsten Disziplinarstrafen zu erhalten: Kerker und immer wieder Kerker. Als man in Moskau in einer Zelle einen Zigarrenstummel fand, wurden alle Insassen des Zimmers zu 14 Tagen trockenem Brot und kaltem Wasser verurteilt. In Wladimir wird man auf 30 oder 35 Tagen in den Kerker gesteckt. Wer wieder heraus kommt, ist krank, andere greifen zum Selbstmord. Hier war es auch, wo sich der fast unwahrscheinlich klingende Fall tatsächlich ereignete, daß ein Sträfling sich in seiner Wasch-Schüssel ertränkte. Die Peitsche herrscht noch in jeder Anstalt, und da jeder weiß, daß eine Beschwerde nur eine Verschärfung und Verschlimmerung der Behandlung zur Folge haben würde, versinken die meisten in eine stumpfe Apathie und leben fast wie in einem Dämmerzustande als Tiere dahin, bis der Tod sie erlöst und sie dereinst als körperlich und seelisch gebrochene Menschen das Gefängnis verlassen.

Ein Häslein um 50 Mark.

Den für einen Hasenbraten etwas ungewöhnlich hohen Preis von 50 Mark mußte der Bürgermeister und Privatier Kotzbauer in Gräfling bei München für einen geschossenen Hasen bezahlen. Am letzten Sylvesterabend ging der Angeklagte, der selbst Jagdbesitzer und geübter Jäger ist, in sein Jagdrevier, das an jenes des Frhrn. von Hirsch angrenzt. Da er auf seinem eigenen Gebiet vom Jagdglück nicht sehr begünstigt wurde, schoß er auf dem Terrain seines Jagdnachbarn einen Hasen. Als er die Beute eben in seinem Rucksack verschwinden lassen wollte, wurde er von einem Jagdgehilfen seines Nachbarn, des Barons Hirsch, betreten, der gegen den unvorsichtigen Jäger Anzeige erstattete, obwohl sich der Bürgermeister alle erdenkliche Mühe gab, die fatale Sache zu unterdrücken. In der Verhandlung vor dem Schöffengericht bestritt der Angeschuldigte ganz entschieden die Absicht, den geschossenen Hasen haben behalten gewollt zu haben. Der Hase sei über das Bahngeleise direkt auf ihn zugelaufen und habe dann plötzlich einen Hacken geschlagen. Daraufhin gab der Bürgermeister Feuer; da der Hase aber noch Leben zeigte, gab ihm Kotzbauer einen Schlag. Der Beschuldigte erklärte, er habe nicht gewußt, daß er sich auf dem Jagdgebiet seines Nachbarn befand. Dieser Entschuldigung trat der Jagdgehilfe entgegen, der meinte, der Beklagte habe als Jagdbesitzer und eifriger Jäger genau gewußt, wo er sich befinde. Da der Herr Bürgermeister fataler Weise schon einmal wegen unberechtigten Fischens mit 100 Mark Geldstrafe belegt worden ist, wurde er wegen unberechtigter Jagdausübung zu 50 Mark Geldstrafe event. 5 Tagen Gefängnis verurteilt und außerdem die Einziehung des Jagdgewehrs angeordnet.

Luftschiff „Deutschland".



Das der „Delag" gehörige Passagierluftschiff „Deutschland", das eine Reihe wohlgelungener Rundflüge in Westdeutschland, namentlich auch über dem Ruhrtale ausgeführt hat, ist am Dienstag vormittag in Düsseldorf verunglückt, indem es beim Herausbringen aus der Halle auf der Golzheimer Heide durch den Wind mehrmals so stark gegen die Halle geworfen wurde, daß es zerbrach. Personen sind nicht verunglückt. Vier Damen und vier Herren, die sich bereits in der Gondel befanden, mußten durch die Feuerwehr aus ihrer ungemutlichen Lage in der Gondel, die auf dem Dach der Halle hängen geblieben war, befreit werden. Das Luftschiff muß in der Werft von Friedrichshafen vollständig wiederhergestellt werden. — Es scheint, daß für den greisen Grafen Zeppelin kein Jahr vergehen soll, das ihm nicht herbe Enttäuschungen brächte. Andererseits ist es auffallend, daß die Fahrten, die Graf Zeppelin selber unternahm, glatt und ohne Störungen verliefen, — das Unglück von Echterdingen war auf das Toben der Elemente zurückzuführen, gegen das Menschenkraft nichts vermag. Jedenfalls haben alle Unfälle, die Zeppelin-Luftschiffen bisher zugestoßen sind, gelehrt, wie sehr der Graf Recht hat, wenn er unablässig an Vervollkommnungen der Konstruktion der Luftschiffe arbeitet und betont, daß die bisherigen Fahrzeuge noch keine Vollkommenheiten darstellen können. Ein Trost, daß bei den bisherigen Unfällen von Zeppelin-Luftschiffen noch nie ein Mensch zu Schaden gekommen ist. Das liegt auch zum Teil daran, daß das Luftschiff, ist es einmal in seinem Element, absolut sicher ist; alle Unfälle ereigneten sich bei der Bergung der riesigen Fahrzeuge auf ebener Erde, denn hier muß es, seiner Motorkraft beraubt, jedem Lufthauch nachgeben. — Die soeben zerstörte „Deutschland" ist aus den Trümmern des bei einer Journalistenfahrt am 28. Juni 1910 im Teutoburger Walde gescheiterten Luftschiffes gleichen Namens hervorgegangen, wies jedoch einige Aenderungen gegen dieses auf. Die „Deutschland" war bei einem Gasinhalt von 19 000 Kubikmetern 148 Meter lang und hatte einen größten Durchmesser von 13 Metern. Die gesamte Motorenstärke betrug 360 PS. Das Unglück ereignete sich beim Herausbringen des Fahrzeugs aus der Halle. Ein starker Windstoß warf es gegen die Schutzwand. Der Schiffskörper knickte mit dem vorderen Teil ein, wobei eine Reihe Ballonetts aufplatzten. Dann ergriff der Wind das Schiff von neuem und riß es empor, so daß es auf das Dach der Luftschiffhalle geschleudert wurde. Es zerplatzte nun in drei Teile, die teils auf dem Dach der Luftschiffhalle, teils an der Schutzwand hängen blieben. — Einer Blättermeldung zufolge soll Professor Hergesell seine Mitarbeit auf der Werft in Friedrichshafen eingestellt haben. Zwischen Professor Hergesell und Graf Zeppelin einerseits und dem Werftpersonal andererseits sollen sich schwere Mißhelligkeiten gebildet haben. Aehnliche Meldungen wurden schon öfters verbreitet, stellten sich aber immer als erfunden heraus, sodaß man auch diese mit Vorsicht aufnehmen muß.

Die Rückkehr der siegreichen Truppen im Jahre 1871.

Nach dem Friedensschluß am 10. Mai 1871, dessen 40jähriger Gedenktag soeben gefeiert wurde, begann, wie der „Inf." von militärischer Seite geschrieben wird, der Rücktransport der siegreichen Truppen in die Heimat, wo die Rückkehr zu einem wahren Triumphzuge durch deutsche Lande wurde. Zum großen Teil begann die Rückkehr der riesigen Truppenmassen schon früher, da es Monate bedurfte, um die Rückkehr der Hunderttausenden zu regeln. In den ersten Tagen des März wurden die ersten Transporte in die Wege geleitet, und am 16. März kehrte Kaiser Wilhelm nach Berlin zurück, um am 17. Juni den Einzug der Truppe in Berlin zu sehen. Damit war aber die Rückkehr der ganzen Truppen noch nicht abgeschlossen. Der Friedensschluß vom 10. Mai hatte bekanntlich den Franzosen die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 5 Milliarden auferlegt. Bis zur restlosen Zahlung dieser 5 Milliarden blieb ein Teil der Okkupationsarmee unter dem Oberbefehl des Generals der Kavallerie v. Manteuffel in Frankreich zurück. Es waren noch verhältnismäßig große Truppenmassen, die hier laut Abmachung bis zur Zahlung der zweiten Rate bleiben sollten, nämlich von der ersten Armee das erste Armeekorps, von der zweiten Armee die 4., 6., 19. und 24. Division, und von der dritten Armee die 11., 22. und 2. bayerische Division. Die zweite Ratenzahlung erfolgte am 5. Mai 1873. Nun begann am 5. August 1873 der größte Teil der deutschen Truppen, die in Frankreich zurückgeblieben waren, den Abmarsch in die Heimat. Es blieb jetzt nur noch die Zahlung der fünften Milliarde der festgesetzten Kriegskostenentschädigung übrig. Bis zu ihrer völligen Bezahlung sollte auf der Festung Verdun eine 1000 Mann starke Besatzung zurückbleiben. Die fünfte Milliarde wurde nach den Abmachungen, die zwischen Frankreich und Deutschland getroffen waren, in vier Raten gezahlt, alle vier Raten in Abständen von einem Monat und die erste Rate einen Monat nach der Bezahlung der vierten Milliarde. Wie wir oben schon erwähnt haben, erfolgte diese Zahlung am 5. Mai 1873. Die ersten 250 Millionen Mark von der übrig bleibenden fünften Milliarde mußten also am 5. Juni 1873 bezahlt werden. Das Geld traf auch pünktlich ein; die zweite Rate von wiederum 250 Millionen war am 5. Juli fällig, am 5. August die dritte Rate und am 5. September 1873 die vierte Rate. So war die Vorbedingung dafür gegeben, daß der letzte deutsche Soldat Frankreich verließ. Acht Tage, nachdem die letzten 250 Millionen an Deutschland abbezahlt werden waren, verließen die tausend Mann Besatzung von Verdun das besiegte Land, und am 16. September, also wiederum drei Tage später als die Truppen, kehrte General von Manteuffel nach Deutschland zurück. Damit war die Rückkehr der siegreichen Truppen aus Frankreich endgültig abgeschlossen.

Der Zuchthäusler als Arzt.

Der Techniker Leander Langerfeld glaubte sich zu etwas höherem geboren und hielt sich für berufen, der leidenden Menschheit etwas auf die Beine zu helfen. Er machte sich zunächst einigermaßen mit der Augendiagnose des Pastors Felke bekannt und kaufte sich dann einen großen Koffer, den er mit allerlei Medikamenten füllte. So ausgerüstet, trat er unter dem Namen eines Dr. Fischer seine Praxis an. Zunächst beglückte er mit seiner Hilfe einige Bergmannsfamilien in der Gegend von Bochum und Castrop. Was er an Diagnosen leistete, war ebenso verblüffend, wie seine Therapie. Eine Bergmannsfrau erklärte er auf Grund der Augendiagnose für schwer magenleidend und verschrieb ihr ein Mittel, das aus Petroleum, Aether und Lindenblüten zusammengesetzt war. Ebenso behandelte er einen Bergmann auf seine Augendiagnose hin als magenleidend und auch dieser Glückliche erhielt das vorerwähnte Mittel, wofür beide je 5 Mark zu zahlen hatten. Daß die beiden Patienten tatsächlich an allem andern eher litten als an Magenkrankheiten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Schwindel kam bald auf und der „Herr Doktor" wurde festgenommen. Als er im Gefängnis vorgeführt werden sollte, gab er dem ihn begleitenden Gefängnisbeamten einen Stoß, der den Mann zu Boden warf, und entfloh. In Herne wurde er wieder festgenommen. Gewisse Umstände führten zu dem Verdachte, daß der Herr Doktor ein lang gesuchter schwerer Verbrecher sei und die vorgenommene Messung nach dem Bertillonsystem bestätigte, daß man es mit einem Menschen zu tun hatte, der schon 8 Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Er wurde nunmehr zu 2 Jahren und einer Woche Gefängnis und 14 Tagen Haft verurteilt und ihm die bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 5 Jahren aberkannt.

Der Humpelrock im Talmud.

Wie R. H. Walker in T. P.'s Magazine erzählt, hat man die Mode des Humpelrocks sogar schon im alten Jerusalem gekannt und der Talmud gibt für die Gründe, aus denen die Frauen an diesem Kostüm festhielten, eine recht amüsante Erklärung. Es wird berichtet, daß „die Töchter von Zion an den Tagen der großen Feste sich sehr prächtig kleideten", und daß sie „bei gewissen Gelegenheiten so enge und schmale Gewänder trugen, daß sie sich nur mit ganz kurzen Schritten fortbewegen konnten." Als Erklärung fügt der Chronist hinzu, sie hätten dies getan, „um den Zuschauern eine längere Zeit zu gewähren, daß sie sie mit Muße bewundern könnten."

aber sie wagte es nicht. Sie konnte nur leise sagen: „Auf Wiedersehen.“ —

Zwei Tage darauf ging sie zu der kranken Frau. Es war ein stiller Nachmittag, ihre Eltern ruhten nach dem Essen und niemand wußte um ihren Gang.

Sie fand eine abgezehrte Kranke. Sie war Witwe und war schwindsüchtig. Im niederen Stübchen wohnte die Armut, aber trotz allem größte Sauberkeit und Ordnung. Die beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, machten ihre Schularbeiten an dem einzigen kleinen Tisch in der Mitte des Raumes.

Die Freude der Kranken über Helenes Besuch war unbeschreiblich. Sie drückte immer wieder ihre Hand und wußte nicht genug Worte des Dankes für die schöne, warme Suppe von der Frau Geheimrat. — Helene fühlte sich tief beschämt. „Herr Doktor Gerno war unsere Rettung,“ erzählte die Kranke, „den hat uns Gott geschickt — — ohne ihn wäre ich mit den Kindern zugrunde gegangen — o, Sie ahnen nicht, wie viel Gutes der Mann an uns Armen tut, liebes Fräulein — und er selber ist gar nicht einmal reich — möge Gott es ihm lohnen!“ — Ein quälender Hustenanfall unterbrach die Kranke. — Helene fühlte sich hilflos, sie sprach liebevolle Worte, legte ein Paket mit einigen guten Sachen auf den Tisch, und dann verabschiedete sie sich.

Nur schweren Herzens schmückte sie sich an dem Abend für das Wohltätigkeitsfest. Hertenburg fand sie blaß aussehend und stiller, als sonst. Er wich kaum von ihrer Seite. Sie empfand es quälend. Materiell, — meist mit sich selbst beschäftigt, — bildete er in seiner Verständnislosigkeit für leidende Mitmenschen einen großen Kontrast zu Doktor Gerno. Wie schwer wurde es Helene, seine Huldigungen freundlich hinzunehmen. Sie atmete auf, als das Fest zu Ende, und sie mit ihren Eltern im Wagen saß. Der Vater schien sehr aufgeräumt — er erwähnte lobend den jungen Hertenburg und sprach bewundernd von dessen schönem Besitz, während Helene und die Mutter still in der Wagenecke lehnten. — Daheim sagte man sich schnell Gute Nacht, denn es war ja spät und Helene war todmüde.

(Fortsetzung folgt.)



von Laura Vincent.

Dinge, die uns schwerfallen, die wir aber doch tun sollten. 1. Vorwürfe ohne Murren ertragen. 2. Erst überlegen, dann handeln. 3. Unrecht einsehen. 4. Abbitte leisten. 5. Rat annehmen. 6. Eine mißlungene Arbeit noch einmal anfangen. 7. Zuerst an andere denken. 8. Auch mit wenigem zufrieden sein. 9. Erfolg vertragen können. 10. Das uns von einem Freund angetane Unrecht vergeben und vergessen.

*

Wie man Glacehandschuhe anzieht, scheint eine sehr einfache Sache, und doch fehlen gar viele dagegen. Man schlage den unteren Teil des Handschuhs um und ziehe zuerst die vier Finger über, wobei man durch Streichen von der Spitze an mit der anderen Hand nachhilft, niemals aber fasse man zwischen die Finger, um das Heruntergleiten zu erleichtern. Sind alle vier Finger schön glatt übergestreift, so verfahre man mit dem Daumen ebenso und streiche dann, ohne heftiges Ziehen, den übrigen Teil des Handschuhs herunter. Beim Zuknöpfen sei man vorsichtig; ist der Handschuh erst an der Hand etwas warm geworden, so dehnt er sich besser. Beim Ausziehen wird der Handschuh nicht umgewendet, sondern man zieht vorsichtig an den Fingerspitzen. Vor dem Weglegen haucht man in die Handschuhe, zieht sie lang und glatt, wickelt sie aber nicht zusammen, und legt sie in den dazu bestimmten Kasten. So behandelte Handschuhe halten doppelt so lange als andere.

*

Die Ursache der Schlaflosigkeit besteht oft in kalten Füßen. Man versuche, ob eine Wärmflasche Abhilfe schafft.

*

Parfüms, diskret angewandt, sind etwas sehr Angenehmes, aber manches gute, helle Kleid ist durch sie schon verdorben worden, weil sie Ränder hinterlassen, die nur sehr schwer, oft auch gar nicht wieder zu entfernen sind. Man wende daher bei diffizilen Stoffen Vorsicht an, am besten gibt man das Parfüm auf die Untertaille oder man hefte an die Knopfseite der Taille oder Bluse ein Läppchen, das dazu dient, die Essenz aufzunehmen.

*

Lieblingssessel. Wohl in jedem Haushalt findet sich ein solcher, der von den Familienmitgliedern mit Vorliebe benutzt wird. Man wird gut tun, den Platz dieses Möbels von Zeit zu Zeit zu verändern, da sonst der Teppich oder der gestrichene Fußboden sehr bald Spuren dieser Vorliebe aufweisen wird.

*

Blumen im Zimmer. Blumen, die wir im Zimmer überwintern wollen, müssen vor schroffem Temperaturwechsel gehütet werden. Man stelle sie daher beim Reinigen und Lüften des Zimmers in einen anderen Raum.

*

Sago muß kalt gewaschen, aber mit kochender Brühe aufs Feuer gesetzt werden. Stellt man ihn mit kaltem Wasser auf, so brennt er sehr leicht an, und manche Speise ist auf diese Weise schon verdorben worden.

*

Zwiebeln am Salat. Viele Leute lieben den Zwiebelgeschmack am Salat, mögen aber die Zwiebelstückchen nicht und legen sie zum Aerger der Hausfrau auf den Tellerrand. In solchen Fällen empfiehlt es sich, anstatt Zwiebeln an den Salat zu schneiden, die Schüssel, in der er angemacht wird, mit einer durchgeschnittenen Zwiebel tüchtig einzureiben. Der Geschmack teilt sich dem Salat mit, und der Zweck ist erreicht.

Denkspruch.

Der Dilettant übt die Kunst zu seinem Vergnügen, der Künstler zum Vergnügen der andern — das ist ein gewaltiger Unterschied im Sinne der an beide zu stellenden Anforderungen und der Beurteilung ihrer Leistung.

Rubinstein.

Humor.

Das kleinere Uebel. Er: „Liebes Kind, meine Verhältnisse erlauben es wirklich nicht, daß ich dir diesen Hut kaufe.“

Sie: „Aber du würdest entschieden Geld dabei sparen.“

Er: „Wieso?“

Sie: „Wenn ich den Hut nicht bekomme, werde ich krank, und Doktorrechnungen sind entschieden teurer als der Hut!“

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Der Zauberspiegel.

Humoreske von Ferdinand Katsch.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Anderenteils zeigte sich dies aus dem von mir schleunigst angeknüpften Gespräch, in dessen Verlauf er gestand, sie noch nie gesprochen zu haben: ja, er wußte selbst ihren Namen nicht, wonach ich zu fragen trotz aller Angst, ähnliche Antworten als von Schwester Eudoxia zu bekommen, mir nicht versagen konnte. Immerhin galt es aufpassen, und ich paßte auf, zumal er mir verraten, daß seine Fenster ebenfalls nach dieser Seite hinaus neben dem meinigen lägen.

Ein Weilchen ging denn auch alles gut, aber eines Tages war es endgültig um meine Ruhe geschehen. Eines Tages erschien nämlich auf der Veranda er, den ich bis jetzt fürchtete, nun zu hassen begann, erschien bei Tante Fee Doktor Lorm, denn mein Spiegel sagt alles.

Wie aufdringlich er ist! Doktor Müller, der brave, fleißige, selbstlose Mann, den ich — pfui über mich! — wegen seiner steifen Knixe immer verlacht, Doktor Müller wäre schon längst wieder verschwunden! Jetzt lächelt Tante Fee, wahrscheinlich das Abschiedslächeln; sie macht eine Handbewegung, was sehr überflüssig ist, „adieu“ genügt!

Da, ist es denn zu glauben? der Mensch in seiner Verblendung muß sie mißverstanden haben: er nimmt einen Stuhl und setzt sich! Und sie bleibt ruhig sitzen, statt entrüstet fortzugehen! Aber halt, jetzt schaut sie ihn an, sehr ernst. Wirklich sehr ernst! Den Blick wird er verstehen, den muß er verstehen! Er trommelt mit der Hand leise auf den Tisch — nebenbei gesagt eine sehr häßliche Hand! Also unruhig macht ihn dieser Blick, doch, aber er bleibt sitzen! Nein! ich will nichts mehr sehen, absolut gar nichts mehr! Weg, Spiegel! — Aber wurde da nicht ein Stuhl gerückt? Er ist gewiß aufgestanden. Jetzt wird er fort sein! Es ist doch besser, ich überzeuge mich davon! Komm wieder her, Spiegel! Nein, er sitzt noch und — o! nun hört alles auf! eben hat er nach oben gezeigt, hierher! Er muß ihr erzählen von mir; oder — o, Elender, ich durchschaue dich! — er hat ihr seine Fenster gezeigt, spielt sich vielleicht als Ritter Toggenburg auf — aber da blitzest Du doch ab, sie steht auf, das letzte Mittel, ihn los zu werden! Nun endlich erhebt auch er sich. Aber wie? Ach, hätte ich dies nie gesehen! Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn lächelnd an, und gemeinsam verließen sie die Veranda.

Und nun, hochansehnlicher Leser, muß ich eine Beichte ablegen, welche mich zwar tief beschämt, die ich aber als Erzähler einer wahren Begebenheit nicht verschweigen darf: Von jener Stunde an plagte mich der Teufel der Eifersucht in des Wortes verderblichster Bedeutung.

Du lächelst? Du findest das fade? Auch ich wollte eine Zeitlang diesen Spuk einem Rachestücklein der Manen alter Kollegen in Apollo zuschreiben, über deren süßliche Romane mit der „Liebe auf den ersten Blick“ ich stets so hochmütig die Achseln gezuckt habe. Aber wer glaubt heute noch an Geisterspuk? Und es war auch mehr, die Sache lag tiefer!

Kennst du die Geschichte von einem Gefangenen, der eine Spinne im Verließ sich zähmte? Als man sie zertrat, verfiel er in Wahnsinn. Ja, es ist ein wundersam Ding um eine gebundene Menschenseele, ob sie nun im dumpfen Kerker von Stein oder dem des eigenen kranken Körpers schmachtet. Die Weisen des fin de siècle, welche behaglich bei Zigarre und bestem Wohlsein im Schaukelstuhl philosophieren, sprechen zwar das große Wort „Die Seele ist nur Funktion des Körpers“ gelassen aus, aber im Interesse der Wahrheit wünschte ich wohl, daß ein besserer unter ihnen vom alten Herrgott — oder, wenn's ihm besser klingt, vom Zufall — mal auf ein hart Siechbett gelegt würde.

Vielleicht der kranke Weise würde bezeugen lernen, daß gerade dann wenigstens zwei Ideale der Menschheit, Freiheit und Liebe, kaum je leuchtender, reiner und gesunder „funktionieren“.

Und ich war solch gefesselter Kranker! Und mir wurde keine häßliche Spinne, nein, ein schönes Mädchen, Leben und Lieben gezeigt, sei es auch nur im Spiegelbilde! War es ein Wunder, wenn um diese Lichtgestalt die Seele sich rankte? Sie, deren Sprache, Gesang, deren Erscheinung Anmut, deren Wesen Minne verriet? Sie, der ich die kleine Freiheit in grünumwobener Laube gönnnte, und doch, der ich beneidete jeden Kuß des Zephyrs, jeden Atemzug freier Natur, der ihr die Wangen blühen ließ!

Ach! was rede ich! Nur wer es erlebt, weiß, was ich fühlte, und er wenigstens wird dann verstehen, daß dies Bild damals mein Ideal werden mußte, das ich von keiner irdischen Hand berührt sehen durfte, ohne für eigene Freiheit und Liebe zu zittern.

Nun denn, es war, mir wenigstens schien es berührt. Und das mag entschuldbar machen, daß ich mich nach der letztgeschilderten Szene am Vormittag jenes verhängnisvollen Tages der vorgeschriebenen Eifersuchtsskala von Wut, Schmerz, Selbstvorwürfen, in Summa gelinder Verzweiflung hingab, die mir das Licht ver-

leidete, das Essen vergällte und die Menschheit schier verächtlich machte.

So ward es Abend. Tante Fee, für mich nur noch „Fräulein von Nr. 114“, war den ganzen Tag nicht mehr erschienen. Der Wärter zündete die Lampe an, schloß das Fenster, und gerade versuchte ich in der Lektüre der neuesten Zeitung das Schlimmste meines Kummers wenigstens einen Augenblick zu übertäuben, als von neuem alle Wunden aufbrachen, denn Doktor Lorm besuchte nunmehr mich. Sonst hatte ich dies mit Freuden begrüßt, heute ärgerte es mich namenlos. Ich beschloß, ihn mit äußerster Kühle zu behandeln. Er, natürlich in vorzüglichster Laune, bemerkte es.

Ob ich mich schlechter fühlte?

Ja!

Nun, das würde so schlimm nicht sein, leichte Schwankungen träten bei derartigen Leiden überhaupt im Befinden ein.

Ich schwieg.

Er nahm ruhig Platz. Eine Weile musterte er mich, wie mir schien, höhnisch. Plötzlich lachte er auf. Jetzt wisse er, was mir fehle, er sehe ja gar kein Bier auf dem Tische. Ich behauptete, keinen Durst zu haben, aber er erklärte, er habe nach meinem Vorgehen sich auch eine Sendung „Münchener“ kommen lassen, die wolle er jetzt anbrechen, und ich dürfe ihm keinen Korb geben, zumal er schon so tief in meiner Schuld stehe. Da ich solche Pflicht der Höflichkeit nicht gänzlich außer acht lassen konnte, mußte ich einwilligen, und mehr noch, ich beschloß, meine Taktik zu ändern, um ihn womöglich zu einem Geständnis zu verlocken. Ich wurde gesprächiger, und es dauerte auch gar nicht lange, da hatte ich ihn, wo ich wollte — er selbst fing von „ihr“ an.

Er habe eine Bitte. Ich war natürlich sehr empfänglich, und nun ergab sich Folgendes:

Doktor Müller hatte auf einige Zeit verreisen müssen und er, Doktor Lorm, daher in dessen Vertretung auch das „allerliebste“ Fräulein Börner gesprochen. Er hatte ihren Fuß auf Bitten Doktor Müllers ebenfalls genau untersucht und sie überredet, auf einige Tage das Bett zu hüten, nach dieser Frist werde die Sache zu einer gefahrlosen Operation reif sein. Sie hatte ruhig eingewilligt, nur die Befürchtung großer Langeweile geäußert, zumal sie gänzlich ohne Lektüre sei. Er selbst besaß nun zwar außer seinen Fachwerken kein, namentlich für Damen geeignetes Buch. Aber da war ihm meine kleine Bibliothek eingefallen, über die wir seinerzeit geplaudert, und er hatte ihr davon gesprochen. Sie schien sich zwar etwas zu sträuben, mich belästigen zu sollen, hatte dann aber doch eingewilligt, und er würde sich daher, wenn ich gestattete, morgen erlauben, dies oder jenes ihr zu übermitteln.

Ich muß gestehen, daß mich diese Mitteilungen doch etwas beruhigten. Manches von dem, was ich heute gesehen, aber natürlich hartnäckig verschwieg, erschien mir für den Augenblick in milderem Lichte. Ich sagte selbstverständlich zu, und so schieden wir, nachdem wir noch eine Weile gemütlich geplaudert, besser voneinander, als ich gedacht hatte.

Indessen — trau, schau, wem!

Am selben Abend begann ich noch in alle Bücher meinen Namen als Besitzer einzutragen. Beileibe nicht aus Mißtrauen, aber ich hatte die Absicht, in ihre Hände auch ein Bändchen meiner eigenen Gedichte zu eskamotieren und — sie sollte dann auch wenigstens merken, daß ich sie geschrieben.

Anderen Tags war denn auch meine kleine Bibliothek hinübergewandert.

Und nun verstrichen zehn Tage, an denen mein Wohlbefinden bedeutende Fortschritte machte, aber ich merkte es nicht; Tage, an denen die Sonne genau so hell lachte wie bisher, aber ich glaubte es nicht, denn mein Glück und Sonnenschein fehlte auf der Veranda — Tante Fee war nicht zu sehen.

Tante Fee! Einst Bett Nr. 19, dann Fräulein von Nr. 114, seit jenem Abend Fräulein Börner!

Wer war sie und was trieb sie? Ich versuchte dies nunmehr, soviel es ohne Aufsehen möglich, aus Doktor Lorm herauszulocken, für den ich gemischte Gefühle von Furcht und Sehnsucht besaß. Er gab auch in anerkennendster und für mich gewissermaßen beruhigender Selbstlosigkeit Aufschlüsse. Aus dem Krankenjournal hatte er ersehen, daß sie die Tochter des bereits verstorbenen Obersteuerrats Börner in der Nachbarstadt C., vermutlich völlige Waise und in C. selbst Lehrerin an der höheren Töchterschule sei. Privatbemerkungen hatten ergeben, daß sie mit einer jüngeren Schwester zusammen lebe und das Lehrfach eigentlich nur aus Liebe zu geordneter Beschäftigung und Freude an Kindern ergriffen habe. Infolge dieser Aufschlüsse wurde mir auch ihr allerliebster Verkehr mit meinen Kleinen immer klarer, überhaupt konnte sie durch dies alles bei mir nur gewinnen.

Eigentlich fehlte mir nun bloß noch ihr Vorname, um das Bild voll abzurunden. Dessen wollte sich aber Doktor Lorm, trotzdem er ihn im Journal offenbar gelesen, nicht entsinnen, was mich ärgerte, denn die Geliebte in Gedanken nur mit dem Vaternamen anreden zu sollen, ist ebenso unpoetisch als langweilig. Ob er den Namen wirklich nicht wissen sollte? Mein altes Mißtrauen erwachte von neuem. Er aber blieb der alte, immer freundlich, jeglicher Nervosität ermangelnd, von plötzlichem Erröten bei kleinen Sticheleien völlig frei, er war also entweder vollendeter Schauspieler oder wirklich unschuldig.

Alles in allem war es eine aufregende Zeit, und hätte mein Wohlbefinden sich nicht stetig gesteigert, so wäre es sogar unerträglich geworden. Aber mit dieser erhöhten Hoffnung war auch mein Interesse für sonstige Außendinge wieder erwacht, ich korrespondierte eifriger denn sonst, so gut das im Bette möglich; unter anderem hatte ich auch bei Babette wieder die Sonntagskleider bestellt, denn Pfingsten nahte immer mehr, und nach Doktor Lorms Aussage, der, beiläufig gesagt, trotz Doktor Müllers Rückkehr die Behandlung Fräulein Börners behielt, da er die Operation vollzogen, war es nicht unmöglich, daß ich bis dahin einen kleinen Spaziergang im Freien wagen durfte.

Nach so geschilderten zehn Tagen pochte es — es war an einem Mittwoch gegen Abend — wieder einmal, und herein trat Schwester Richardis. Sie brachte die entliehenen Bücher mit verbindlichem Dank von Fräulein Börner zurück.

So war denn auch diese kleine Lichtbrücke wieder abgebrochen, auf der meine Gedanken oft zu ihr hinübergewandert. Im Geiste hatte ich sie über den sehr ehrenwerten Mr. Pickwick Esquire so manchmal herzlich lachen sehen, ach! und was nützt das Leugnen, namentlich hatte ich im Geiste sie elegisch über meine lyrischen Ergüsse sinnen, vielleicht gar eine Träne — na, wie dem auch sei, das war vorüber! Wehmütig nahm ich Band um Band zur Hand, hatte sie doch darin geblättert. Mit einer gewissen Verlegenheit griff ich auch zu meinen Gedichten. Sollte sie vielleicht irgendein kleines Zeichen, einen Bleistiftstrich gemacht haben? Nein, nichts! — Aber halt! was fiel da plötzlich heraus? Eine Postkarte! Ha, Triumph! „Frl. Elsbeth Börner, z. Z. Städtisches Lazarett in S.“

Kein Zweifel, das galt ihr, meiner — also Elsbeth! Bis Lieschen hatte ich selbst sogar schon geraten, aber das war wirklich noch schöner, das paßte so ganz vorzüglich für sie — Elsbeth!

(Fortsetzung folgt.)

Gestern und Heute.

Woher stammen die „Sandwiches“? Im August 1909 starb in London der 71jährige Lord Sandwich, dessen Namen Millionen von Menschen geläufig ist und täglich ausgesprochen wird, ohne daß man dabei an den englischen Aristokraten denkt, der die appetitlichen „Sandwiches“ erfand. Es war ein Vorfahre des jetzt verstorbenen Lord Sandwich, der dem Namen seines Geschlechtes zu so seltsamer Berühmtheit verhalf: Charles Sandwich, der um 1765 erster Seelord war. Charles Sandwich war ein leidenschaftlicher Kartenspieler; nichts auf der Welt konnte ihn mehr in Harnisch bringen, als die Zumutung, eine einmal begonnene Kartenpartie aus irgendeinem Grunde zu unterbrechen. Besonders lästig war es ihm, wenn er vom Kartentisch zum Speisetisch gebeten wurde, und er sann lange darüber nach, wie man dies Uebel beseitigen könnte. Da kam ihm eines Tages der Einfall: er ließ sich einige Scheiben Schinken zwischen zwei mit Butter bestrichene Scheiben Brot legen, die konnte er bequem am Kartentisch essen, ohne das Spiel darum unterbrechen zu müssen. Seitdem ist dieser einfachen und praktischen Form eines Imbisses der Name „Sandwiches“ geblieben und hat sich die Welt erobert.

Eine Neujahrsnacht.

Skizze von B. v. Winterfeld.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sie ahnen nicht, wieviel im Winter uns in Krankheitszeit ein Teller kräftige, warme Suppe für ganz Arme bedeutet; ich werbe darum bei solchen, wo ich weiß, daß doch gewiß diese Kleinigkeit täglich übrig ist.“ — Dann hatte er, als ihm seine Bitte bereitwilligst gewährt war, die Adresse der Frau aufgeschrieben, die ganz in der Nähe wohnte.

Der Wagen wurde gemeldet, Helene rief: „Warum kamen Sie nicht früher mit solcher Bitte, Herr Doktor?“ Fast vorwurfsvoll sahen ihn ihre großen Augen an. „Warum sind denn so viele Vereine, so große Wohltätigkeitsbasare da, wenn doch soviel Armut bleibt?!“ fragte Frau von Felsen. — „Das Elend, die Not in einer Großstadt sind zu groß, da sind solche Sammlungen nur wie der Tropfen auf dem heißen Stein; — es müssen sich eben alle, die ihr Auskommen haben, die Hand reichen, um den Aermsten ihrer Mitmenschen zu helfen“ — hatte Doktor Gerno erwidert, und dann war er rasch gegangen, indem er nochmals für die versprochene Suppe für seine Patientin gedankt. —

Das war nun schon ziemlich lange her. — Felsens waren so sehr durch die geselligen Anforderungen beansprucht, daß sie auch wohl kaum mehr daran dachten. Täglich wurde das Töpfchen Suppe, oft auch kräftiges Essen zu der armen Frau geschickt, und das Mädchen brachte dann jedesmal einen warmen Dank der Empfängerin zurück. — Helene nahm sich oft vor, einmal selber nach der Kranken zu sehen, aber immer wieder schob sie es hinaus. Heute war ein Diner, morgen ein Ball, übermorgen eine Schlittenpartie und so fort, und dazu kam noch eine nahe bevorstehende Wohltätigkeitsvorstellung, in der auch sie mitwirkte. Da mußten nun mehrere Male in der Woche Proben sein, und die kosteten auch viel Zeit. Daheim gab es dann immer viel zu schneidern, die Toiletten wollten doch immer wieder aufgefrischt und neu hergerichtet werden. Die Zeit flog nur so dahin, und manchmal wünschte sie beinahe, Ostern möchte erst nahe sein und der ganze Festestrubel wäre vorüber. — Seit jenem Abend, wo sie Gerno zuletzt sah, stand immer sein ernstes, blasses Gesicht vor ihrer Seele, und sie hörte sein warmes Mitfühlen mit den Armen und Kranken aus seinen Worten. Fast hatte sie sich damals geschämt, als sie im Ballkleide so geschmückt vor ihm stand. —

Was mochte er von ihr denken, die im täglichen Vergnügen dahinlebte, während jede seiner Tagesstunden dem aufopfernden Dienst leidender Mitmenschen gehörte! — Aber vielleicht dachte er auch gar nicht an sie. — Helenens Mutter blieb die Gedankenwelt ihres Kindes nicht verborgen, und sie erklärte ihr denn, daß sie die Geselligkeit nicht aufgeben könnten, da die Stellung des Vaters es erheischte, überall dabei zu sein, und sie schloß: „Es machte dir doch auch Freude, Kindchen!“ — Und das tat es ja auch, und die Eltern sahen mit Genugtuung bald, daß ihr Kind den Stern der Festlichkeiten bildete; — sie war viel umworben, aber es war niemand unter ihren zahlreichen Bewunderern, der ihrem Herzen nähergetreten wäre. — Immer wieder stand inmitten allen Festesglanzes Gernos Persönlichkeit vor ihr und sein ernstes, aufopferndes Leben, und je seltener sie ihn jetzt sah, um so mehr erschien er ihr wertvoll, und andere Männer traten immer wieder bei solchem Vergleich zurück. —

Seit einiger Zeit war sie der Gegenstand lebhafter Huldigungen eines jungen Gutsbesitzers. Es hieß, er besuche die städtischen Festlichkeiten, um eine Hausfrau zu suchen. Das Gerücht großen Reichtums ging ihm voraus. Helene hatte ihn, wie die übrige Zahl ihrer Verehrer, mit der gleichen Freundlichkeit und Zurückhaltung behandelt. Niemand konnte sich bevorzugt fühlen, niemand zurückgesetzt. — Die Eltern sahen in hoffendem Glück der Werbung des jungen Hertenburg entgegen. — Sie hatten sich im stillen erkundigt und Gutes über die Familie, sowie Erfreuliches über die Reichtümer des jungen Mannes erfahren. — „Wenn es doch etwas würde, dann wäre Leuchen versorgt! — Und für ihre jüngeren Geschwister hätte sie eine Zufluchtsstätte, einen Mittelpunkt, wenn wir einmal nicht mehr sind!“ — So sagten sich die Felsenschen Eheleute jetzt oft des Abends, wenn sie müde, nach überstandenen Festlichkeiten, ihr Lager aufsuchten.

Die Fastenzeit war nahe, als Helene eines Nachmittags, von der Probe zur Wohltätigkeitsvorstellung heimkehrend, Doktor Gerno traf. Ein freudiges Erröten zog über ihr Gesicht, doch fiel es ihr auf, daß er ernster und zurückhaltender schien, als er sie begrüßte. — Er blieb an ihrer Seite und fragte sie nach ihrem Leben und nach dem, was dasselbe jetzt ausfüllte; — dann meinte er: „Es ist schade um Sie, Fräulein Helene, — schade um die Zeit, die Gedanken, die Gesundheit, die solcher Wintergeselligkeit geopfert wird; — aber freilich, Sie können nicht gegen den Strom schwimmen — es ist in Ihren Kreisen einmal so Sitte. — Doch es kann einem leid tun, wie viele schöne Kraft und Zeit bei solchen Veranstaltungen verloren geht!“ — Dann erzählte er ihr auf Befragen von seinem Leben und meinte: „Ich dachte immer, Sie würden einmal nach meiner armen Patienin sehen, für die ich damals die Suppe erbat — aber Sie hatten wohl nicht Zeit? — Ihr ist die schöne, kräftige Kost von Ihrer Frau Mutter eine große Wohltat!“ — Das junge Mädchen war immer stiller geworden. — Wie anders war doch dieser Mann, als die Herren, die sie fast allabendlich in den glänzend erleuchteten Salons traf!

Wie drängte es sie, als er ihr zum Abschied die Hand reichte, ihm zu sagen, er möchte doch öfter bei ihnen vorsprechen, wie er es in früherer Zeit getan —